S. O. Germ.
617 h

Hesekiel

Die

Tochter des Frömmlers.

Ein Beitrag zur Sittengeschichte unsrer Tage

von

George Hesekiel.

Verfasser von: „Der Henker und sein Kind," „Royalisten und Republikaner," „Licht und Schatten," „Kampf der Kirchen," Schwaning," „Maria Mancini" u. s. w.

Altenburg,
Verlag von Julius Helbig.
1846.

445. D

„Mundus vult decipi, ergo decipiatur."

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS.

Bayerische Staatsbibliothek München

Erstes Kapitel.

Das Landhaus des Freiherrn von Domberg, der nach einer zehnjährigen, friedlichen Dienstzeit bei'm Gardehusarenregimente den Abschied genommen, lag einige tausend Schritte von dem Thore einer sehr bedeutenden deutschen Residenz und war durch einen hochummauerten Garten hinlänglich abgeschlossen gegen das Geräusch der Hauptstadt.

Der ehemalige Gardehusarenlieutenant war vielleicht Mathematiker und die Mauern seines Gartens ein modernes: „noli turbare circulos meos!“ denn ein sogenannter Menschenfeind konnte er unmöglich sein, da er, erstens eine Frau und eine Tochter hinter seinen Mauern hatte, zweitens aber fast täglich, zweimal in der Woche sogar eine sehr große Gesellschaft bei sich sah. —

Heute ist so einer der herrlichen Sommersonntagmorgen, wo die Wolken tiefblau sind, und mit leiser Regung hingleiten über die Wiesen und Wälder, von deren bethauten Blättern der Wiederschein der Sonnenstrahlen aufwärts lacht zu ihnen; so einer von den Morgen, dessen Luft die Herzen der Menschen so rein und freudig ahnend stimmt, wie das Herz einer Jungfrau am Hochzeittage. Die blauen Wolken gleiten auch über den Garten des Herrn von Domberg, die liebe Sonne wirft ihrer Strahlen etliche ebenfalls freundlich hinein über die hohen Mauern. Es soll sich Alles heute freuen, Gott danken mit Herz und Mund, daß er die Erde so schön und herrlich gemacht hat.

Die blauen Wolken wandeln nicht umsonst über den Garten, die goldne Sonne blickt nicht umsonst hinein über die Mauern — auf den glatten, mit rothen Sand bestreuten Wegen, die zwischen den Blumenrabatten hinlaufen, wandelt ein junges Kind, ein Mädchen, der Jungfrau nahe, aber noch ganz Kind; unsere Sprache hat keinen hinlänglich bezeichnenden Ausdruck für dieses Lebensalter.

Seltsam schon contrastirt das schwarze Kleid des jungen, weiblichen Wesens mit dem hellen Sonnen-

schein, mit den bunten Blumen, mit all der herrlichen Sommermorgenpracht rings um; noch mehr sticht die finstere Einfachheit der Kleidung ab gegen die goldblonden Locken, gegen die glanzvollen Blauaugen, gegen die rothen Wangen und frischen Lippen, kurz, gegen die Jugendfrische, gegen den hellen, rosigen Hoffnungsschimmer der reinsten Freude, der in allen Bewegungen, in allen Zügen der werdenden Jungfrau glänzt.

Das schwarze Kleid konnte kein äußeres Zeichen der Trauer um einen lieben Heimgegangenen sein, Alma's Antlitz verrieth keine Trauer, und um einen Todten so schnell zu vergessen, war das liebliche Kind nicht jung genug. Mit jenen elastischen Bewegungen, wie sie der Jugend, mit jenen graziösen zugleich, wie sie den Töchtern höherer Stände eigenthümlich sind, eilt Alma von Rabatte zu Rabatte. Hier schaut sie still in den Silberkelch einer Lilie, dort klatscht sie vor Freuden in die kleinen Händchen, oh! eine Rosenknospe, deren Entfaltung sie seit einigen Tagen erwartet, ist ja aufgebrochen und lächelt sie holdselig erröthend an; hier faßt sie mit kunstverständiger Hand eine prachtvolle Nelke von unten an und schiebt den Bastring etwas in die

Höhe, damit sich die Prächtige nicht allzusehr neige. — Jetzt bleibt sie lauschend unter einem Baume stehen — ein Pfingstvogel hat dort sein Nest, er soll sie begrüßen mit seinem lustigen: „Pirol! Pirol!“ Es bleibt aber alles still droben in den grünen Zweigen. „Ei so früh schon ausgeflogen zum Sonntag mein Vögelchen?“ lacht Alma und hüpft weiter.

Der spanische Flieder duftet so lieblich hier, Alma möchte schon bleiben, aber der Oelbaum lockt sie und rasch läßt sie sich neben ihm nieder auf einer einfachen Bank, umspielt von seinen süßen Wohlgerüchen. Es ist ein liebliches Plätzchen, das sich Alma erwählte, sie lehnt sich etwas zurück auf der Bank und läßt die blauen Augen langsam umherschweifen in dem kleinen Rondel.

Kirschbaum und Birnbaum umschlingen sich so zärtlich mit ihren grünen Armen, die Sträucher lachen so heiter aus tausend Blüthenaugen und die Rosen sind gar benetzt mit Freudenthränen — Alma's Herz ist übervoll — das ist ihre Welt, ihre Welt voll Blumen und Mädchentraum, voll Sonnenschein und räthselhafter Sehnsucht. In Alma's Auge stehen Thränen, ihr selbst unbewußt, sie rollen herab über die vollen Wangen, sie weiß nichts

davon, aber ihr Herz möchte aufjubeln in heller Freude.

Da tönen langsam und ernst Glockenschläge über die hohen Mauern, das liebliche Kind fährt erschreckt empor aus seiner anmuthigen, halbliegenden Stellung, es zählt — schon sieben!

Die rothe Wange wird blaß —

„Alma!" „Alma!" ruft eine laute Stimme.

Das Kind eilt mit schnellen Schritten, aber trüben Blicken, dem Landhause zu.

Im Bibliothekzimmer finden wir den ehemaligen Lieutenant, Freiherrn von Domberg; seine lange, sonst aber ziemlich elegante Gestalt präsentirt sich in einem dunkelgrauen Tuchschlafrock und sein Gesicht, das gleicher Weise Spuren von ehemaliger Schönheit, so wie von starkem Lebensgenuß zeigt, bekommt durch den militairischen Schnurrbart, der sich dem schiefgescheitelten, glattanliegenden Haar und den zu Boden gesenkten Augen zu opponiren scheint, einen Ausdruck, den es sonst gar nicht haben würde.

Der Freiherr sitzt in einem großen Lehnstuhl vor einem kleinen Tisch, auf welchem eine gewaltige Foliobibel, schwarz gebunden mit Goldschnitt, aufgeschlagen liegt. Neben und um die Bibel befinden

sich eine ziemliche Anzahl kleinerer Bände, die jenes süße Gewäsch enthalten, was den Frommen unserer Tage so sehr mundet, jenes Getränk, das aus ein klein wenig ächtem Bibelextract mit unendlich vielem warmen Zuckerwasser besteht.

Zur Seite des Freiherrn sitzt ein weibliches Wesen, das einst schön gewesen ist, das unter andern Umständen sicher noch schön sein würde, denn sichtlich haben weder Alter noch Krankheit Theil gehabt an der Zerstörung dieser feinen, wenn auch nicht ganz regelmäßigen Züge, die lebhaft an eine zur unrechten Zeit verpflanzte und darum verkümmernde Blume gemahnen. In der gebrochenen, zarten Gestalt an der Seite des Freiherrn, mit den schüchternen Bewegungen und den glanzlosen, gleichgültigen Augen, die nur eine Schönheit sich unversehrt bewahrt hat, die eines makellosen Teints, würde Niemand die Gräfin Aurelie erkennen, die für die geistreichste und liebenswürdigste Schönheit der Residenz galt, noch in den ersten Jahren ihrer Vermählung mit dem Freiherrn von Domberg.

Das waren Alma's Aeltern.

Das liebliche Kind tritt eben in's Zimmer, ein leichtes Zittern ist bemerkbar, als sie auf ihren Va-

ter zuschreitet. Das düst're Bibliothekzimmer, mit nackten, kahlen Wänden, schien ihr in diesem Moment dem lieben Gott einen Vorwurf machen zu wollen, daß er die Erde so herrlich geschaffen, die Gesichter ihrer Aeltern schauten das Kind lange nicht so freundlich und liebevoll an, als es die Natur draußen gethan mit ihren tausend Blumenaugen.

Schüchtern blieb Alma zwei Schritte vor ihrem Vater stehen.

„Tritt näher, meine Tochter!" sprach der Freiherr.

Alma gehorchte, erfaßte die ihr dargebot'ne Hand des Vaters und küßte sie.

„Du zitterst," begann der Freiherr mit ernster, wenn auch etwas weicher Stimme: „siehe, mein Kind, das ist die Folge der Sünde, die Sünde macht traurig, da bist du nun hinausgegangen am heiligen Sonntagmorgen um eitler Freude willen an bunten Blumen und grünen Bäumen und hast nicht gedacht an den blutigen Versöhnungstod unseres Herrn und Heilandes Jesu Christi! Ihn, der für dich litt und starb um deiner Sünden willen, ihn hast du vergessen an dem Tage, der durch sein göttliches Wort eingesetzt ist zu seiner Verehrung! Nicht

wahr, du hast an sein blutiges Leiden und Sterben nicht gedacht?"

„Nein, lieber Vater!" entgegnete Alma ganz aufrichtig.

Wie sollte ihr auch ein solcher Gedanke kommen draußen in der freien, schönen Natur?

Der Freiherr sagte mit tiefem Seufzer:

„O, wie ist die Sünde doch schon so mächtig selbst in einem jungen Herzen, in einem Herzen, das doch gereinigt durch das Bad der heiligen Taufe! O, Christe, lieber Herregott, verzeihe ihr und hilf der Schwachen, errette sie aus den Händen des Teufels, erbarme dich über sie und über uns Alle! Alma, durch Buße mußt du deinen Fehltritt löschen, daran du gesündigt, daran sollst du gestraft werden, du wirst drei Tage lang den Garten nicht betreten. Jetzt ziehe die Klingel!"

Alma zog die Klingel und setzte sich dann mit Thränen in den Augen neben ihrem Vater nieder; das arme Kind glaubte eine schwere Sünde auf sich geladen zu haben durch ihren Morgenspaziergang vor dem Gebet, es zitterte vor den Höllenstrafen, die ihr täglich gräßlich geschildert wurden, sie hatte schon oft dergleichen Sünden begangen, aber schaudernd

sah sie sich immer von Neuem in den Fallstricken des Teufels, wie man es nannte; die gesunde, kräftige Natur Alma's sträubte sich gewaltig gegen die finstere, freudenlose, frömmelnde Lebensansicht ihres Vaters.

Als sich Alma niedergesetzt hatte, erschienen zwei Dienstmädchen und der Bediente, welche die Dienerschaft des Hauses bildeten und stellten sich in eine Reihe neben einander.

Der Freiherr ergriff die Bibel und las einen langen Abschnitt daraus vor, die Freifrau schien mit geschlossenen Augen zu lauschen, Alma war ängstlich aufmerksam, der Bediente wechselte verliebte Blicke mit dem einen Dienstmädchen, das andere schaute gleichgültig zum Fenster hinaus.

Endlich klappte der Freiherr mit einem lauten „Amen!“ die Bibel zu und begann ein geistliches Lied aus dem Herrnhut'schen Gesangbuch vorzulesen, das eine beinahe ekelhaft krasse Description der blutigen Wunden Christi enthielt und sich in lächerlichen Spielereien mit naiv sein sollenden Diminutivwörtern, wie Wündelein und Mündelein erschöpfte.

Alma verstand zu ihrem Glück das Meiste nicht,

die Freifrau verzog keine Miene, der Freiherr allein schien sich zu erbauen.

Je absurder der Inhalt, desto heiliger, je erbärmlicher die Form, desto frömmer! Auch dieses mit seinen vielen Versen bandwurmartig erscheinende Lied hatte endlich, wie Alles auf der Welt, ein Ende. Der Freiherr erhob sich und sagte mit lauter Stimme:

„So laßt uns denn niederknieen und beten zu Jesu, uns'rem Gott!" Er kniete nieder und alle Anwesenden folgten seinem Beispiel und falteten die Hände, während der Freiherr die seinigen erhob und ein Gebet sprach, das äußerlich mit allerlei banalen Frömmigkeitsphrasen geschmückt, innerlich Vieles enthielt, was keiner der Zuhörer, vermuthlich der vortragende Freiherr selbst nicht verstand. Die Länge des Gebets war, wie man's nehmen will, entweder seine beste, oder seine schlimmste Eigenschaft. Ein dreifaches „Amen!" schloß es.

Der Freiherr erhob sich, Mutter und Tochter, so wie die Dienstboten thaten ein Gleiches. Er bot seiner Gemahlin den rechten, seiner Tochter den linken Arm, führte sie in ein Nebenzimmer und rief:

„Gustav, das Frühstück!"

Kaum war er hinaus, so küßte Gustav, der Bediente, das Dienstmädchen und sagte:

„Alle Wetter, dauerte das lange heute, die gnädige Frau schlief ein!“ Dann erst entfernte er sich, um das Frühstück zu holen, das der Baron gemeinschaftlich mit Weib und Kind einnahm.

Die Meisten meiner Leser werden den Freiherrn von Domberg für einen Heuchler halten und werden dadurch in denselben Fehler verfallen, in den fast das gesammte Publikum verfällt, wenn es über die sogenannten Frömmler urtheilt. Frömmler und Heuchler sind in unserer Zeit homogene Begriffe geworden, aber mit Unrecht, denn wenn es auch unter den heute sogenannten Pietisten eine ziemliche Anzahl von Heuchlern geben mag, so heuchelt doch die Mehrzahl derselben gewiß nicht, sondern ist ganz einfach „verkehrt!“

Es giebt noch ein drittes zwischen geheuchelter und wahrer Empfindung, zwischen geheuchelter und wahrer Frömmigkeit, was wir „gemachte“ Empfindung, gemachte Frömmigkeit nennen wollen, weil wir kein besseres Wort dafür wissen.

Viele Menschen, namentlich diejenigen, bei denen die Einbildungskraft das vorwaltende Vermögen

ist, also besonders Frauen, kommen oft in den Fall, eine Empfindung, ein Gefühl zu zeigen, was sie nicht wirklich besitzen, aber ihre Einbildungskraft beschäftigt sich so lange und so stark damit, daß sie an seine Wirklichkeit selbst glauben. So geht es gewiß der Mehrzahl der sogenannten Frömmler, sie halten ihre Frömmigkeit, die nichts ist als ein Product ihrer Phantasie, für ein wahres, ursprüngliches Gefühl, sie glauben selbst an ihre gemachte Frömmigkeit und darum wäre es hart, wenn man sie der Heuchelei beschuldigen wollte.

So war es mit dem Freiherrn von Domberg; leichtsinnig, phantasiereich, ein tüchtiger Offizier, so weit man das in Frieden beurtheilen kann, nicht ganz ohne Kenntnisse, aber ohne höhere geistige Begabung hatte er seine Jugend durchschwärmt. Seine elegante Gestalt, sein alter Name, sein großes Vermögen und endlich Familienvermittelung hatten ihn die Hand der schönen, geistreichen aber geldarmen Gräfin Aurelie erringen lassen und sein Haus galt bald für eins der glänzendsten in der glänzenden Residenz.

Der Freiherr liebte seine Gemahlin ganz so wie man verständiger Weise in den höhern Kreisen der

Gesellschaft seine Frau lieben kann und die chronique scandaleuse der Residenz wußte nichts von einem éclat zwischen beiden Eheleuten.

Es war nach Alma's Geburt, als man plötzlich eine Veränderung in dem Wesen des Freiherrn wahrnahm, staunend bemerkte man in den Salons der geistreichen Baronesse die gesenkten Blicke und gescheitelten Haare jener Männer, die man als „Frömmler" damals, entweder bedauerte, oder verspottete, denn es war damals noch nicht die Zeit, wo man die Frömmler zu fürchten hatte. Der Freiherr, der sonst nur, wenn das Kommando an ihm war mit seinen Husaren in die Kirche marschirt war, war jetzt allsonntäglich in der Kirche und zwar nur in der Vorstadtkirche eines Geistlichen, der an der Spitze der kleinen Gemeinde stand, die sich aussonderte aus der großen Christengemeinde, und die sich eben in Folge dieser Aussonderung für besser, reiner und heiliger hielt. Mit herben Worten tadelte der Freiherr seine Gemahlin, wenn ihr glänzender Witz die „Frömmler" angriff, er hielt ihr Strafpredigten, wenn sie am Sonntag eine Gesellschaft besuchte, er verbot ihr endlich den Umgang mit allen Familien, selbst ihre nächsten Verwandten nicht ausgenom-

men, die nicht zu den Frommen gehörten. Die arme Aurelie gehorchte, denn sie liebte ihren Mann. Der Freiherr nahm seinen Abschied, schloß seinen Salon und zog hinaus auf sein Landhaus vor das Thor, das er von nun an Winter und Sommer bewohnte. Aurelie sah bald, außer Leuten, die zu den Frommen gehörten, keinen Menschen mehr und die Tirannei ihres Gemahls begann immer schwerer auf ihr zu lasten. Aus einer Betstunde in die andere, aus einer Abendandacht in die andere wurde die geistreiche Frau geführt und gezwungen den Widerwillen zu bekämpfen, den ihr feingebildeter Geist gegen die finstern, bigotten Urtheile, gegen die krasse Anschauungsweise und den zelotischen Eifer der neuen Freunde ihres Gemahles empfand.

Aurelie litt viel, jeder Widerstand, zu dem ihr Geist sie anfänglich aufmunterte, gab Anlaß zu entsetzlichen Scenen, die nicht immer ohne Zeugen waren. Aurelie, deren Geist mehr fein und gebildet, als urkräftig und stark war, unterwarf sich mit blutenden Herzen, noch hatte sie Gefühl für ihr Elend und war darum nicht ganz elend. Noch suchte sie Trost und fand Trost in der Erziehung der sich herrlich entwickelnden Alma und in der Lectüre, die sie von

je her sehr geliebt, der sie selbst einen großen Theil ihrer Bildung verdankte.

Aber des Freiherrn Frömmelei stieg, dank seinen geistlichen Rathgebern, von Tage zu Tage, alle Liebe zu Aurelie schien in seinem Herzen zu ersticken in dem frommen Haß gegen Andersdenkende, gegen nicht Pietisten.

Der Freiherr wurde Secretair einer Missionsgesellschaft und verdammte, wahrscheinlich durch einen geistlichen Freund, einen Bruder in Christo, aufmerksam gemacht, fast die ganze Bibliothek seiner Frau zum Scheiterhaufen. Aurelie mußte es dulden, daß der Freiherr mit einem Freunde eine Musterung ihrer Bibliothek hielt und alle ihre geistigen Lieblinge mit dem Bann belegte und entfernte.

Die großen deutschen Dioscuren, Göthe und Schiller — zur Hölle mit ihnen! hatte doch der erste die verdammlichen „Wahlverwandtschaften," der zweite die nicht minder verdammlichen „Götter Griechenlands" gedichtet. Voltaire, Shakespear, alle zur Hölle! Ein lutherischer Katechismus, eine Bibel, eine Concordienformel, zwanzig Stück verschiedene Gebet- und Gesangbücher, daraus bestand von nun an die Bibliothek der geistreichen Frau.

Aurelie hatte keine Bücher mehr, aber sie hatte noch ein Kind, an dem Bette des Kindes fand die arme Mutter Trost, bei Alma's Lächeln lächelte auch die arme Frau wieder, sie dankte im Stillen Gott, daß ihr eins geblieben, ein Gegenstand, den sie noch lieben, mit dem sie sich noch beschäftigen durfte.

Aber die fanatischen Menschen, mit denen der Freiherr umgeben war, entrissen der armen Aurelie auch ihr letztes Gut.

Aus Frömmigkeit riß man die Mutter von der Tochter.

„Du liebst dein Kind mehr, als deinen Heiland, deshalb, um deine Seele zu bewahren vor ewiger Verdammniß, will ich es von dir trennen;" sagte der Freiherr eines Tages, als die kleine Alma auf dem Schooße ihrer Mutter saß und diese mit des Kindes Goldlöckchen spielte.

Da empörte sich das Muttergefühl in Aureliens Brust, sie widersprach heftig, zum ersten Male seit Jahren. Der Freiherr wurde zornig, die Mutter blieb fest und empfing einen Schlag von der Hand ihres Gemahls.

Das zarte, feinfühlende Weib sank zusammen, eine schwere Krankheit brachte sie an den Rand des

Grabes, dennoch genas sie, aber sie war ganz verändert.

Rohe physische Gewalt hatte ihre ganze Widerstandskraft gebrochen, ihr Herz sehnte sich nicht mehr nach ihrem Kinde, ihr Geist nicht mehr nach Nahrung, in kalter Apathie machte sie ihre Touren durch alle Betstunden und Conventikel — der Freiherr von Domberg hatte eine exemplarisch fromme Frau.

Alma, ohne Vater- und Mutterliebe je kennen zu lernen, wuchs in einer Erziehungsanstalt auf, deren Vorsteherin für ausnehmend fromm galt. Das finstere, freudenlose Wesen, das dort herrschte, war so recht geeignet dazu, ein Kind zu bilden, wie es sich der Freiherr von Domberg wünschte und die schwere Geldbörse, die er der Vorsteherin reichte, als er seine Tochter nach der Confirmation abholte, zeigte hinlänglich, wie zufrieden er mit der Erziehung seines Kindes sei.

Die arme Alma fürchtete im vierzehnten Jahre schon die Hölle, ihr ganzer Vorrath von religiösem Glauben bestand in einer entsetzlichen Angst vor der Hölle, sie wußte nichts vom „lieben" Gott, wie der Deutsche so kindlich schön den Schöpfer und Herrn der Welt nennt, jede Freude, jedes Lächeln wurde

ja zum Verbrechen, dem blutigen, gekreuzigten Christus mit der Dornenkrone gegenüber. Namenlos war die Angst des armen Kindes, wenn sie sich von der Jugend, von der Natur hingerissen, einmal verstohlen an Sonnenschein und Blumen gefreut hatte. Mit dem blutigen Sterben Christi trat man ihrer unschuldigen Freude in den Weg und Alma schauderte zusammen vor Sünden, die nur in der verschrobenen Phantasie ihres Vaters, oder seiner Freunde, nirgends aber sonst existirten. Alma's Gebete waren keine Dankgebete, wofür sollte sie danken? es waren immer nur Bittgebete, daß der Herr Jesus sie bewahren möchte vor dem Teufel und der Hölle. Immer ängstlicher wurde das arme Kind, denn auch das Unschuldigste wurde in ihres Vaters Augen zum Verbrechen, sich an einer Blume freuen, war Verbrechen, die Vögel füttern, Sünde; lautlachen, hieß des Herrn Jesus spotten. Alma bildete sich nach dem Vorbilde der Mutter, sie schwieg und lächelte nicht mehr, sie nähete Hemden für Missionäre und hörte ihren Vater beten und Predigten vorlesen, ging in die Kirche und die Betstunden — sonst nichts!

Aber die Jugendlust und die Jugendkraft, die ihr

innewohnten, ließen sich so leicht nicht besiegen, sie empörten sich oft gegen die aufgezwungenen, finstern Ansichten, gegen die Verkehrtheit, die ihr Vater und seine Freunde Frömmigkeit zu nennen beliebten, Jugendlust riß die arme Alma oft hin zur Bewunderung der schönen Gotteswelt und oft füllten Gedanken und Vorstellungen das Herz der werdenden Jungfrau, die in directem Widerspruch mit den Ansichten ihres Vaters, mit ihren eignen, standen. Wenn dann der strenge Vater eine Strafe über sie verhängte, dann freute sich Alma; durch Erduldung der Strafe, durch Buße glaubte sie das Verbrechen gesühnt; sie legte sich oft selbst im Stillen Bußungen auf, wenn sie gesündigt zu haben glaubte, nur dann wurde sie ruhig, sonst ließ die ihr angelernte, einoculirte Angst vor der Hölle ihr keinen Frieden.

So war Alma fünfzehn Jahre alt geworden und hatte die letzten beiden Jahre fast in einem steten, unbewußten Kampfe mit einer Frömmigkeit hingebracht, mit einer Frömmigkeit, gegen welche sich Vernunft und Natur empörten. Aber solche Frömmigkeit ist ein furchtbarer Feind und selten wagte die Jugend noch einen Widerspruch und immer frömmer, d. h. hier immer unnatürlicher und ver-

kehrter wurde Alma's Wesen. Das arme junge Mädchen liebte nichts auf der weiten Welt, den Vater fürchtete sie; die apathische Mutter verkannte sie, der gekreuzigte Gott, den sie durchaus heiß lieben sollte, flößte ihr nur Angst und Entsetzen ein — welches Dasein für ein jugendwarmes, fünfzehnjähriges Mädchenherz?

Alle Personen, die das Haus ihres Vaters besuchten, um mit ihm zu beten, zu singen und hauptsächlich, um mit ihm auf alle Andersdenkende zu schelten, bekümmerten sich wenig um Alma und nur ein junger Geistlicher, der, erst kürzlich in der Residenz angestellt, wenn er auch in seinen Glaubensansichten nicht weniger beschränkt war, als die übrigen ältern Brüder des Freiherrn, sich denn doch vermöge seiner Jugend noch eine Art von Sinn für Schönheit bewahrt haben mochte, unterhielt sich eifrig und häufig mit unserer jungen Baronesse.

Dieser junge Geistliche, der Subdiaconus Sonderbach, verband ein bedeutendes Rednertalent mit gediegenen Kenntnissen, er wurde vielleicht deßhalb, vielleicht auch seiner männlichen Schönheit wegen, bald der Modeprediger der Frommen in der Residenz. Unsere Geschichte wird zeigen, ob sein Wan-

del eben so rein und ausgezeichnet war, als seine Predigt.

Jedenfalls aber fand der junge Mann Geschmack an der Baronesse Alma und wußte durch seine Gespräche die Aufmerksamkeit des jungen Mädchens so zu fesseln, daß dieses ihn wirklich für den Gottesmann hielt, als welcher er von ihrem Vater und seinen Freunden gepriesen wurde.

Der Diaconus hatte bald Alma's Character durchschaut, ihre ganze Seele lag offen vor ihm und oft ließ er sich von einer menschlich weichen Regung hinreißen und tröstete sie, gegen sein theologisches Bewußtsein, über eine vermeintliche Sünde.

Nichtfrömmler würden dem frommen Geistlichen augenblicklich irdische, sehr menschliche Beweggründe untergelegt, unlautere Absichten bei ihm vermuthet haben, wenn sie ihn jede Woche ein Paar Mal mit Alma in ihrem Zimmer hätten beten sehen.

Wir enthalten uns jedes Urtheils, aber wenn er neben dem schönen Mädchen kniete, so fielen seine Blicke, die sich doch zum Himmel hätten erheben sollen, oft so glühend auf Alma, als sähe er eine Heilige in ihr, seine Hand zitterte oft, wenn er Alma's Hand ergriff und der geschwisterliche

Friedenskuß, den er auf der jungen Baronesse blendende Stirn drückte, war häufig ein sehr langer, glühender.

Alma war sehr unschuldig, sie freute sich kindlich über die Zuneigung des Diaconus zu ihr, ihr war am wohlsten in seiner Nähe, weil er am freundlichsten mit ihr umging.

Der Diaconus Sonderbach war bald das Factotum des Freiherrn und dieser setzte sein ganzes Vertrauen auf den jungen Mann, in geistlicher und weltlicher Hinsicht unternahm er nichts mehr ohne den Rath Sonderbachs.

So waren die Verhältnisse im Hause des Barons in der Zeit, in der unsere Erzählung beginnt.

Wir begeben uns in das Frühstückszimmer, wo Alma mit ihrer Mutter dem Freiherrn zuhört, der ihnen einige Mittheilungen über den jährlich wachsenden Verbrauch von Bibeln macht, denn auch Secretair der Bibelgesellschaft ist der Freiherr geworden.

Das Frühstück ist indeß bald beendet und mit einem salbungsvollen „Unser Herr Jesus behüte euch einstweilen!" läßt der Freiherr Mutter und Tochter allein.

Tiefe Stille im Zimmer. Alma lies't in einem

Gebetbuch, Aurelie scheint in einem Kasten ihres Schreibtisches etwas zu suchen. Die arme Alma ist sehr betrübt über die heute Morgen begangene Sünde, sie wünscht, der Diaconus möge kommen und sie trösten.

Das Weib braucht überall männliche Hülfe, es kann ohne einen Mann nicht schlechter werden und nicht besser, es kann nicht sündigen und nicht bereuen, sich nicht trösten ohne einen Mann.

Plötzlich beginnt Alma's Mutter, ganz gegen ihre sonstige Gewohnheit, laut mit sich selbst zu sprechen. Das junge Mädchen blickt nach ihr hin. Aurelie hält einen prachtvollen Brillantenschmuck in der Hand.

„Als ich seine Braut wurde, hat er ihn mir gegeben — ja — ich habe ihn lange nicht getragen — den Strauß — er ist verwelkt, da liegt der Brief dazu, und von Göthe hat er einen Vers dazu geschrieben, das liebliche:

Den Strauß, den ich gepflücket,
Er grüßt dich tausendmal!

von Göthe? — o wie lange hab' ich nichts von Göthe gelesen, ich werde — ach so, ich darf ja nicht! und einen Strauß! wie lange habe ich kei-

nen Strauß getragen, warte — ja, bei Alma's Taufe habe ich zum letzten Mal einen Strauß getragen, es war der letzte Freudentag meines Lebens. Alma! mein süßes, schönes Kind? wo bist du, mein Kind!"

Es lag in den letzten Worten Aureliens die ganze Kraft der Mutterliebe, die Mutter erwachte aus ihrer Apathie, sie rief nach ihrem Kinde und Alma hatte, trotz ihres Vaters Bemühungen, noch so viel Herz, diesen Ruf zu verstehen. Sie sprang auf und umschlang mit beiden Armen den Hals ihrer Mutter.

„Da bin ich ja, meine liebe, theure Mutter, da ist ja deine Alma!" flüsterte sie.

Aurelie staunte ihre Tochter eine Weile an, plötzlich aber brachen ihr die Thränen aus den Augen, sie drückte ihre Tochter fest an sich und sagte:

„Du bist mein Kind, ich fühle es, fühlst du, mein Kind, mein süßes Kind, daß du an der Brust deiner Mutter liegst?"

„Meine liebe, liebe Mutter!" erwiederte Alma nun auch weinend unter zärtlichen Küssen.

Dem armen Mädchen ging das Herz auf, die Liebe zog ein in die Brust des Mädchens, die hei-

ligste, schönste Liebe, die Liebe des Kindes zur Mutter. Es war ihr im ganzen Leben noch nie so wohl gewesen, Alma hatte noch nie an einer Brust gelegen, an einem Herzen, das ihr liebevoll entgegenschlug.

Aurelie schien zu erwachen für einen Moment aus ihrem Stumpfsinn, sie schien sich mit der Mutterliebe auch ihrer Mutterpflicht wieder zu erinnern und sagte hastig:

„Glaube ihnen nicht, Alma, Gott ist guter Gott, er hat Freude an der Freude und nicht Wohlgefallen an dem finstern Quälen, freue dich Kind, freue dich, alle guten Menschen sind fröhlich, sieh, Gott würde die Erde nicht so schön geschaffen haben, wenn wir nicht fröhlich über sie hinschreiten sollten. —"

Die Mutter bemerkte den staunenden Blick ihrer Tochter, eilig fuhr sie fort:

„Höre mich, ich rede wahr, vielleicht kann ich in den nächsten Minuten nicht mehr sprechen, sei fröhlich und stark, danke Gott, daß er dir ein fröhlich Herz gegeben, liebe deine Mitmenschen, auch wenn sie Gott in anderer Weise dienen. Gott sei

dir gnädig und lasse dich mehr Freuden genießen, als deiner armen Mutter!"

Alma sagte kein Wort, Staunen ergriff sie, sie fühlte die Wahrheit in dem, was ihre Mutter sagte, und diese Wahrheit mußte um so mehr Eindruck auf sie machen, je unverhoffter sie kam. Aurelie küßte ihre Tochter noch einige Male, dann ließ sie ihre Arme sinken, ihre geistige Kraft hatte sich erschöpft, ihre Züge verloren den Ausdruck, den sie eben noch gehabt, der Glanz in den Augen erlosch und schweigend setzte sie sich wieder auf ihren Armstuhl, um wieder, wie gewöhnlich, an einer endlosen Tapisserie zu arbeiten.

Die furchtbare Apathie, aus der sie nur auf einen Augenblick erwacht war, hatte sich ihrer Seele wieder ganz bemächtigt und Alma, die noch regungslos im Zimmer stand, würde die ganze Scene für einen Traum gehalten haben, wenn sie nicht die Thränen ihrer Mutter noch gefühlt hätte auf ihren Wangen. Ein Strom von Ideen durchfluthete den Kopf, ein Strom von Empfindungen das Herz des lieblichen Kindes. Alma vergaß Alles für jetzt, sie dachte nur an die Worte ihrer Mutter, an den Gott, der sich freue an der Freude und die Erde so

schön geschaffen. Sie mußte mehr wissen, sie trat an den Stuhl ihrer Mutter und rief:

„Liebe Mutter, meine liebe Mutter, sprich, erzähle mir von dem Gott der Freude!“

Aurelie legte die Nadel nieder und fragte mit seltsamer Stimme:

„Wer spricht mir armen Frau von Freude?“

Alma schrak zusammen vor dem Tone, der in der Stimme ihrer Mutter lag, vor der Blässe, die erschreckend ihr Antlitz bedeckte. Aurelie legte ihren Arm um den schlanken Hals Alma's. „Alma, mein kleines, liebes Kind,“ flüsterte sie, „rede jetzt nicht von Freude, bald gehe ich ein zur Freude, dann freue dich, daß ich erlöst bin, werde fröhlich, liebes Kind, fröhlich, freue dich am Leben, ach, ich habe mich so lange nicht gefreut, ich möchte mich so gern freuen, nun ich werde mich bald sehr freuen!“

Aurelie sprach immer langsamer und leiser, sie wurde immer bleicher, ihr Arm lastete immer kälter und schwerer auf Alma's Nacken, der eine namenlose Wehmuth in das Herz faßte und ihr heiße Thränen erpreßte:

„Alma,“ lispelte Aurelie noch einmal, „ich bin freudig, Gott ist gnädig, er liebt die fröhlichen Her=

zen, ich war einst fröhlich — ach Gott, behüte mein Kind, Alma, leb wohl!"

Alma fühlte ein heftiges Zucken, ein tiefes Stöhnen folgte, Aurelie hatte die Augen geschlossen, sie hatte ausgelitten. Die Tochter hielt die irdische Hülle der heimgegangenen Mutter in ihren Armen. Sie fühlte keine Furcht, ein wehmüthiger Schmerz allein ergriff sie, das arme Kind hatte seine Mutter verloren in dem Augenblick, in dem es sie gefunden. Alma wußte, daß die Mutter todt sei, sie hatte nie an einem Todtenbett gestanden, den freudigen Zug, der das Antlitz ihrer Mutter verklärte, den konnte ihr nur der Tod geben, der Tod, der sie erlöste aus langer Qual. Alma stand ziemlich lange so, sie wurde nicht müde in das lächelnde Antlitz der Todten zu sehen, die kalte Hand der Mutter mit Thränen zu benetzen.

Endlich öffnete sich die Thür und der Freiherr rief mit harter Stimmer hinein:

„Aurelie, der Herr wird dich noch strafen, daß du so nachlässig in seinem Dienst bist, es hat längst geläutet!"

„Sprich leise, Vater!" antwortete Alma.

„Weshalb? was ist's?" fragte der Freiherr in's Zimmer tretend.

„Die Mutter ist todt!" erwiederte Alma mit thränenden Augen.

Der Freiherr fuhr einen Schritt zurück und rief kurz aufathmend:

„Todt?"

Alma antwortete nicht, sondern küßte unter Thränen Aureliens bleiche Lippen.

„Starrkrampf, Ohnmacht!" murmelte der Freiherr und riß an der Klingel.

„Gustav, nimm den Wagen, zum Geheimrath Lorenz, schnell!"

Der Bediente warf einen Blick auf die Baronesse, dann eilte er davon. Der Freiherr näherte sich jetzt seiner Tochter und sagte sehr milde:

„Komm Alma, wir wollen sie in's Bett bringen, sie ist nicht todt, sieh doch, sie lächelt ja!"

„Sie würde nicht lächeln, wenn sie lebte!" antwortete die Tochter und der Vater fuhr entsetzt zurück vor der furchtbaren Beschuldigung gegen ihn, die Alma ohne es zu wissen aussprach. Nach langen Jahren zum ersten Male klopfte eine menschliche Regung an das Herz des Freiherrn, er faßte

die kalte Hand der Todten, knieete nieder und seufzte leise: „Aurelie, vergieb mir, vergieb mir, du bist nicht gestorben in Zorn gegen mich, ich will wieder gut machen!“

„Die Mutter ist fröhlich gestorben, Vater,“ sagte Alma ernst, indem sie auf Aureliens Gesicht deutete. Der Freiherr antwortete nicht, er küßte die kalte Hand, die er hielt und vermochte die Thränen nicht mehr zu bekämpfen.

Es verging eine Viertelstunde, der Geheimrath Lorenz, ein alter berühmter Arzt, trat ein.

„Da komme ich zu spät,“ sagte er nach einem Blick auf Aurelien,“ gänzliche Verzehrung aller Seelenkräfte, hab's vorausgesehn, ihnen vor zehn Jahren gesagt, Herr Baron, ihr ist wohler jenseit als diesseit, ist auch eine Folge von ihrer verkehrten Frömmigkeit, Herr Baron, machen sich selbst unglücklich und andere dazu, waren sonst ein tüchtiger Mensch, taugen jetzt gar nichts mehr, Herr Baron, nehmens nicht übel, bin ein alter Freund ihres Vaters, bin froh, daß er nicht mehr lebt, wäre außer sich, wenn er seinen Sohn als Kopfhänger und Frömmler sähe, haben das Leben auf ihrem Gewissen, Herr Baron, war eine prächtige Frau, gescheut, gut,

sanft, die Selige, haben sie zu Tode gequält mit ihrer Frömmigkeit, werden ihre Tochter auch zu Tode quälen, dauern mich herzlich, armes Kind, wollte ich könnte ihnen helfen, kanns aber nicht, Gott schütze sie, empfehle mich ihnen gehorsamst, schicken sie ihre Frömmler zum Teufel, Herr Baron, und werden sie wieder ein verständiger Mensch!"

Dem alten Mann standen Thränen in den Augen, als er hinauslief, er sprach sonst nie so viel, hier schien er seine Rührung unter Worten ersticken zu wollen.

Der Freiherr war tief ergriffen, die Worte des Geheimraths fielen mit Centnerlast auf seine Seele, Alma in ihrem Schmerz verstand ihn nicht.

Zweites Capitel.

Der königliche Landrath, Hans von Krecher, auf Morsberg und Unterlandin, war ein Stiefbruder, ein um Vieles älterer Stiefbruder der Freiin Aurelie von Domberg; er hatte seine Stiefschwester, der er in seiner Weise sehr zärtlich zugethan war, seit Alma's Geburt, bei der er Pathenstelle vertreten, nicht mehr gesehn. Wir wissen, daß die arme Aurelie selbst ihre Familie nicht besuchen durfte, seitdem ihr Gemahl Frömmler geworden.

Seit einer ziemlichen Reihe von Jahren nun hatte Herr von Krecher die Residenz verlassen und verwaltete neben seinen ziemlich bedeutenden Erbgütern auch den ehrenvollen Posten eines königlichen Landraths. Wenn er in dieser Zeit die Residenz

besucht hatte, so war er immer außer sich über das „tolle" Treiben seines Schwagers gewesen und hatte ängstlich jedes Zusammentreffen mit ihm vermieden, was um so leichter war, als der Freiherr weder das sündige Schauspiel, noch große Diners und Zweckessen besuchte.

Herr von Krecher war seit neunundzwanzig Jahren Wittwer und hatte ganz einsam seinem Amte, seinen Gütern und der Jagd gelebt, bis sein einziger Sohn Friedrich, nachdem er zweimal durch das Assessorexamen gefallen war, zu ihm zurückkehrte und sich unter seiner Leitung zum practischen Land- und Forstwirth ausbildete. Dazu hatte der gute lustige Junge unstreitig mehr Anlagen als zum Assessor. Der alte Landrath war ungemein stolz auf diesen seinen einzigen Sohn und mit Recht, denn Friedrich war das ächte Bild eines märkischen Landjunkers von altem Schrot und Korn.

Seine breite, große Figur paßte trefflich zu dem großen, breiten Gesichte, dessen Schönheit seine frischen Farben, seine gutmüthigen blauen Augen und seine blendendweißen Zähne waren. Es war eine wahre Freude für den alten Landrath, wenn er seinen Friedrich im grünen Jagdrock, Spornstiefeln

und der Pelzmütze, mit der Reitpeitsche in der Hand, auf dem Hofe handthieren sah. Friedrich ging auf die Jagd, beaufsichtigte Schnitter und Schnitterinnen, half selbst Heu auf- und abladen, aß und trank tüchtig, erfreute sich eines prächtigen Schlafs und war niemals krank.

Er mußte schon der Liebling seines Vaters werden, da er auch die größte Passion des Landraths theilte.

Beide Krechers, Vater und Sohn, waren emsige Zeitungsleser, eifrige Politiker und ächte, altpreußische Royalisten.

Jeden Morgen brachte ein Bote einen riesenhaften Stoß Zeitungen nach Morsberg und jeden Mittag nach Tische und jeden Abend nach Tische studirten die beiden Krechers diesen Stoß durch und theilten sich freundschaftlich ihre Bemerkungen darüber mit.

Es kam nie zum Streit, sie waren stets einer Meinung.

Wir finden heute an einem der letzten Novembertage 18**, den königlichen Landrath auf seinem Zimmer, dessen Einrichtung gleich die mannigfachen Eigenschaften seines Bewohners verräth. Die zahl-

reichen Bände des Landrechtes und der Gesetzsammlung deuten auf den königlichen Beamten, der Stammbaum auf den alten Edelmann, die ausgesucht schönen Gewehre auf den Jäger, die Bilder Friedrich Wilhelm III., der Königin Louise, des Fürsten Blücher u. s. w. auf den Preußen und Royalisten.

Der Landrath ist, was man einen hübschen Alten nennt, helle Augen in dem etwas verwitterten Gesicht, graues aber immer noch reiches und starkes Haar unter dem violetten Sammetmützchen, die Gestalt etwas vorwärts gebeugt, aber die Bewegungen noch immer rasch und sogar elegant; der Landrath war einst Soldat gewesen in der großen Zeit der Befreiungskriege. Noch immer verschmäht der über sechszig Jahre alte Mann die Bequemlichkeit des Schlafrocks und der Pantoffeln. Vom Morgen bis zum späten Abend ist er gestiefelt und gespornt; seine Leute können sich ihn ohne den grünen Jagdrock und die Tabackspfeife gar nicht denken.

Der Landrath schreitet in seinem Zimmer auf und ab, bei jedem seiner mächtigen Schritte eine mächtige Dampfwolke aus dem langen Weichselrohr emporziehend, seine treue Lotte, ein prächtiger Hüh-

nerhund, liegt an der Thürschwelle und beobachtet ihn mit klugen Augen.

„Schon neun!“ brummt der Landrath, als er an der großen Stutzuhr vorübergeht,“ es will gar nicht Tag werden heute.“

Es war draußen wirklich klägliches Wetter, der Sturm tobte um das Herrenhaus und jagte bald Regen-, bald Schneewolken zusammen, deren Inhalt, bald herabgießend, bald nur träufelnd, den Aufenthalt draußen zu einem äußerst unangenehmen machen mußten und die behagliche Wärme des landräthlichen Zimmers um so gemüthlicher erscheinen ließen.

Jetzt öffnete sich die Thür und es erschien ein Mann im Zimmer, der in seiner Person vielleicht noch mehr Aemter und Würden vereinigte als der Kammerherr eines kleinen Fürsten. Es war der Unteroffizier Prechtler, Ritter des eisernen Kreuzes zweiter und des russischen St. Georgenordens fünfter Klasse, Inhaber von sechs bis acht Medaillen von allerlei Größe und Stoffen, unter denen die goldene der fünfundzwanzigjährigen Militairdienstzeit nicht fehlte. Dieser Prechtler war nach einander und alles zusammen, Bursche, Diener, Verwalter, Jäger und Gärt-

ner des Landraths, Erzieher, Reit- und Exercierlehrer, so wie unzertrennlicher Begleiter „des jungen Herrn," er war nicht alt und nicht jung, so eine ächte Soldatengestalt mit festen Gliedern und Zügen, bei denen man unwillkürlich denkt, eine Kugel ist nöthig, um sie zu tödten, Alter und Krankheit wirken hier nichts.

„Gehorsamer guten Morgen, gnädiger Herr!"

„Guten Morgen Prechtler, was bringt er?"

„Die Zeitungen und die Briefe, gnädiger Herr!" antwortete Prechtler, zwei Packete auf den Tisch des Landraths legend.

„Ist Friedrich auf die Jagd?"

„Nein, gnädiger Herr, der junge Herr werden gleich hier sein, der Herr von Landin haben die Jagd absagen und auf Morgen ansetzen lassen, der junge Herr prügeln nun erst noch den Tobias durch, weil der Hallunke die Mamsell küssen wollte, die sich darüber beklagt hat!"

„Es ist gut, Prechtler!"

Der Unteroffizier entfernte sich und schmunzelnd schritt der Landrath im Zimmer auf und ab, er freute sich, daß sein Sohn den Tobias prügelte.

Dann setzte er sich an seinen Tisch und erbrach einen Brief nach dem andern, mehrmals schüttelte er mit dem Kopf und stieß mächtigere Dampfwolken hervor — die Briefe mußten Wichtiges enthalten.

Sporngerassel im Vorzimmer, harte Schritte —

„Da kommt er!" sagte der Landrath!

„Und wenn der König Friede macht!" sang eine derbe, aber nicht unschöne Stimme draußen, die Thür wurde aufgerissen und Herr Friedrich von Krecher trat ins Zimmer.

„Guten Morgen, lieb Vater!" rief er.

Die beiden Krechers umarmten sich zärtlich.

„Lieb Vater, die braune Stute muß beschlagen werden —,"

„Schön!"

„Morgen kommt der geizige Schuft, der Kornwurm aus Fehrbellin, um unser Getreide zu kaufen —"

„Gut!"

„Landins haben die Jagd von heute auf Morgen verschoben —"

„Und du hast eben den Tobias geprügelt, weil er Gustchen küssen wollte, Brechtler hat's mir gesagt —"

„Ja, der Kerl hat gehörige Hiebe bekommen der Lümmel soll sich nicht an Gustchen vergreifen, er soll nicht vergessen, daß Gustchen meine Milchschwester ist, ich leide es nicht —.“

Der Landrath lächelte, er mochte wohl nicht ganz glauben, daß Friedrich die niedliche Mamsell blos darum beschütze, weil sie seine Milchschwester, aber er sagte nichts dazu, sondern schob seinem Sohn einen Tabackskasten hin und bemerkte, daß er mit ihm zu reden habe. Friedrich setzte sich, holte eine kurze Pfeife aus der Tasche und stopfte sie gemüthlich, während der Landrath also sprach:

„Lieber Sohn, da ist erst ein Brief von einer verdammten Schneiderseele, die vierzig Thaler von mir verlangt für verschiedenen Plunder, den du empfangen haben sollst, als du noch in der Residenz war'st, ist das richtig?“

„Möglich, liebes Väterchen,“ erwiederte Friedrich, seine Pfeife in Brand setzend.

„Nun dann wollen wir's zahlen lassen, mein Sohn, die Krechers sollen keinem Lump etwas schuldig bleiben, du weißt, ich halte es für ein schlechtes Ding, daß der Adel so viel Schulden macht.“

„Ich weiß, lieb Vater!“

„Weiter ist hier ein Brief von dem Narren, dem Frömmler —“

„Ah, von Domberg!“

„Richtig, er zeigt den Tod seiner Frau, der Tante Aurelie, an!“

„Die arme Tante! —“

„Da hast du Recht, Friedrich, die arme Tante, die gute Aurelie, ich hatte sie sehr lieb —“

Der Landrath schien etwas ergriffen, aber er hatte die Stiefschwester zu lange nicht gesehn, sie war ihm zu fremd geworden, als daß er sie wirklich, ohne Heuchelei, hätte bedauern sollen. Er fuhr bald fort:

„Da ist noch ein Brief vom alten Geheimrath Lorenz, der schreibt in seiner ehrlichen Weise gerade zu, Domberg habe meine Schwester mit seiner Frömmelei zu Tode gequält — ich glaube es, denn was konnte Aurelien schlimmeres treffen, als eingeschlossen den ganzen Tag, ohne Lectüre, ohne Gesellschaft, ohne Arbeit, nichts zu thun, als zu beten und das fünfzehn Jahr lang? —“

„Ich hätte Lust dem Vetter Domberg die Reitpeitsche zu geben!“ brummte Friedrich ärgerlich.

„Höre nun weiter, mein Sohn, da hat Domberg von der Aurelie eine Tochter, sie heißt Alma und ist meine Pathe — Lorenz schreibt, sie sei wunderschön, noch schöner als Aurelie einst, und wenn die Familie nicht bald einschreite, werde Domberg sie auch zu Tode beten und singen, wie ihre Mutter, meine arme Schwester!“

„Die Familie muß einschreiten, lieb Vater!“ entschied Friedrich.

„Sehr gut, mein Sohn, aber wie?“

Friedrich rieb sich die Stirn, dann sagte er plötzlich:

„Wir lassen Domberg ins Irrenhaus sperren und du wirst Vormund der schönen Cousine!“ —

„Das wäre gut, sehr gut in der That, mein Sohn, wenn's ginge, aber du weißt, daß jetzt die Frommen gut angeschrieben sind, daß sie seit dem Tode meines Königs — der Landrath blickte nach dem Bilde Friedrich Wilhelm's III. und nahm sein Sammtmützchen ab — einen Stein im Brette haben und daß alles jetzt nach ihrer Pfeife tanzen muß!“

„Vater, du willst doch dem Könige, unseren Herrn, damit keinen Vorwurf machen?“ fragte Friedrich.

„Gott bewahre mich davor," entgegnete der alte Edelmann eifrig, „der König ist souverain, ich bin sein Diener, du weißt, ich mache ihm nie einen Vorwurf, aber die ganze fromme Geschichte gefällt mir nicht!"

„Mir auch nicht," versetzte Friedrich naiv," ganz und gar nicht, aber deßwegen bleibt des Königs Majestät in Ehren!"

„Gewiß, mein Sohn! aber laß uns jetzt auf Mittel denken, die kleine, schöne Cousine zu retten, ich habe einen Plan!"

Friedrich sah seinen Vater aufmerksam an.

„Du heirathest sie, mein Sohn, sie ist schön und muß fast dreimalhunderttausend Thaler im Vermögen haben!"

In Friedrich's gutmüthigem Gesicht gab sich ein naives Erstaunen kund, endlich sagte er leise:

„Aber wenn sie nun hier, lieb Vater, alle Tage, die Gott werden läßt, betet und sich nicht um die Wirthschaft kümmert?"

„Alma ist noch sehr jung, mein Sohn, wir werden ihr die verdammte Frömmelei schon abgewöhnen!"

„Und Gustchen, lieb Vater?" fragte Friedrich schüchtern.

„Nun," sagte der Landrath unbefangen, „die muß natürlich fort, wir machen den Tobias zum Revierjäger und geben ihm Gustchen zur Frau!"

„Hm, Tobias, verfluchter Kerl! „meinetwegen," brummte Friedrich, plötzlich aber fragte er, „sag nur, Papa, warum ist Domberg ein Frömmler geworden?"

„Hm," sagte der Landrath, „reiche mir doch gefälligst eine frische Pfeife, ich will's dir erzählen — ich danke dir — 'sist übrigens seltsam genug — nein, laß, keinen Fidibus, du weißt, ich gehöre zur alten Schule und zünde den Taback stets mit Schwamm an."

Die Pfeife brannte und aus einer dichten Wolke heraus erzählte der Landrath folgendes:

„Der Domberg stand bei den Gardehusaren, war ein lustiger, guter Junge, den die Kameraden gern hatten, weil er alles mitmachte und es ihm auf ein Frühstück nicht ankam. Er galt für einen guten Offizier, weil er ausgezeichnet ritt und seine Spielschulden stets pünktlich bezahlte. Ich war damals in der Residenz, kannte ihn, hielt aber nicht viel von ihm, denn er hatte keinen Character, er bewarb sich schon damals eifrig um Aurelien. Kurz vor dieser Zeit hatte er mit einem anständigen Bürger-

mädchen eine Liebschaft gehabt, die ihre gewöhnlichen Folgen hatte und er hatte, als Staatsbürger, ziemlich anständig für die Dirne gesorgt, aber bei der ganzen Affaire, als Mensch und Edelmann, wie ein Schuft gehandelt, denn er hatte dem Mädchen die Ehe versprochen, wenn auch nur mündlich, er hatte etwas versprochen, was er als Mensch nicht halten wollte und als Edelmann nicht halten konnte, folglich war er ein Schuft. Ich habe das Alles später erfahren, hätte ich es damals gewußt, so hätte er meine Schwester, trotz seines Reichthums, nicht bekommen und Aurelie lebte in diesem Falle vielleicht noch heute glücklich. Aber höre weiter. Eines Tages, wie Aurelie noch in Wochen liegt, wird er plötzlich zu einem Manne gerufen, dessen Name ihm unbekannt ist. Indeß er geht und ein Geistlicher führt ihn zu der Leiche des von ihm betrogenen Bürgermädchens, das sich mit ihrem Kinde in einem Anfall von Wahnsinn ersäuft hat. Dieser Anblick erschüttert ihn, der Geistliche benutzt seine Stimmung und von Gewissensbissen gefoltert wirft sich Domberg in die Arme der Frömmler und wird unter ihren Händen zum completen Narren. Es ist ein furchtbares Strafgericht über ihn ergan-

gen, so furchtbar, daß ich ihn bedauere, wenn er auch ein Schuft ist. Ein anderer ehrlicher Mensch hätte sich eine Kugel durch den Kopf gejagt, oder wäre in sich gegangen, hätte bereut, wäre ein anständiger Mensch geworden und hätte wieder gut gemacht.

Domberg aber, der keinen Character hatte, wurde Frömmler, quälte ein Weib zu Tode, das ihn liebte, ist jetzt auf dem besten Wege, auch seine Tochter zu verderben und hält sich nun für frömmer und besser als andere ehrliche Christenmenschen, weil er betet und faullenzt, statt zu beten und zu arbeiten, wie doch in der Bibel steht, da schlag das Donnerwetter drein!"

Der alte Landrath war heftig geworden, ruhiger setzte er nach einer Weile hinzu:

„Siehst du, mein Sohn, dieser Mensch, in meinen Augen ist er ein vierfacher Mörder und im Begriff ein fünftes Leben zu opfern, dieser Mensch gilt jetzt viel in der Residenz, ist das nicht gräulich?"

„Ja, lieb Vater!" antwortete Friedrich nachdenklich, „aber vierfacher Mörder? du irrest, das Mädchen und ihr Kind und die Tante Aurelie sind erst drei!"

„Du hast Recht, mein Sohn, du bist ein guter Rechner, dreifacher Mörder mußte ich sagen!"

Die beiden Krechers, Vater und Sohn, kamen endlich in der That dahin überein, Alma den Frömmlern und ihrem Vater dadurch zu entreißen, daß man sie zu Friedrichs Gemahlin machte. Friedrich war willig dazu, denn, einmal heirathen mußte er doch, warum nicht Alma, die so schön sein sollte und der er einen großen Dienst zu leisten gedachte, wenn er sie von den Frömmlern befreite. Der Landrath speculirte noch anders. Wir haben gesehen, daß er von einem verschuldeten Adel nichts hielt, und wirklich Morsberg sowohl als Unterlandin waren schuldenfrei, aber gerade jetzt war eine herrliche Gelegenheit, Oberlandin dazu zu kaufen und so den alten adelig von Krecher'schen Gütercomplexus wieder herzustellen. Der Landrath hätte Oberlandin kaufen können, er brauchte nur eine Summe auf seine beiden andern Güter aufzunehmen, das aber eben wollte der alte Mann nicht, er blieb dabei, „ein Edelmann muß keinem Bürgerlichen etwas schuldig werden!" Alma nun hatte nach seiner Rechnung an dreimalhunderttausend Thaler Vermögen, mit dem Gelde seiner Frau konnte Friedrich Oberlandin kaufen, die Krechers hätten dann das gewünschte Gut ohne Schulden erlangt.

Sobald also Vater und Sohn einig waren, entschloß sich Friedrich, obgleich es ausgezeichnetes Jagdwetter war, dennoch auf einige Tage in die Residenz zu gehen, um seine zukünftige Frau kennen zu lernen und nöthigenfalls seinen Vortrag sogleich anzubringen.

Der Herr Unteroffizier Prechtler war, wie gewöhnlich, auch auf dieser Brautfahrt Friedrichs Begleiter und hatte unterwegs viel Mühe, seinem jungen Herrn Muth einzusprechen, denn dieser fürchtete sich ordentlich vor dem verkehrten Frömmler, dem Domberg, um den er sich „verdammt" wenig gekümmert haben würde, wenn er nicht eine schöne Dreimalhunderttausendtochter besessen hätte.

„So herrliches Jagdwetter," seufzte Friedrich, als er zu dem Thore der Residenz einfuhr, „aber was thut man nicht um der Familie willen!"

Während die beiden Krechers solche freundliche Absichten auf Alma hatten, befand sich das Kind des Frömmlers unglücklicher als je. Der Freiherr, obwohl erschüttert durch Aureliens plötzlichen Tod und gewaltig ergriffen von der rücksichtslos ausgesprochenen Beschuldigung des Geheimrath Lorenz, war bereits zu sehr eingelebt in den starren Formalismus

seiner Frömmelei, als daß ihn dieses einzelne Ereigniß hätte wieder zu einem menschlich fühlenden Mann machen können.

Die Brüder in Christo erschienen bald, der Freiherr betete und sang mit ihnen sich bald jedes schmerzliche Gefühl hinweg aus dem Herzen und war nach wenigen Tagen ganz der Alte zur Freude und Erbauung seiner christlichen Brüder, die unendlich viel von der gottergebenen Fassung, von der ächt christlichen Duldung des Freiherrn saalbaderten und ihm den Leib der armen Aurelie zur Ruhe bringen halfen.

Anders war es mit Alma, nur das strenge Gebot ihres Vaters, dem sie nicht ungehorsam zu sein wagte, entfernte sie von der Leiche Aureliens, mit bitterem Schmerz sah sie den Sarg mit Fackelbegleitung und Choralgesang hinausfahren auf den Friedhof — das arme Kind, es fühlte sich jetzt in dem Landhause so einsam und verlassen wie nie.

Alma schien äußerlich jetzt in den Zustand ihrer armen Mutter zu verfallen, sie sprach nichts, sie that nichts, sie — duldete Alles. —

Wir wollen es zur Ehre des Freiherrn gestehen, daß er oft seine Tochter mit stiller Besorgniß be-

trachtete, er zitterte, wenn er an die Weissagung des Geheimrath Lorenz dachte, aber er war schon so verkehrt, so durch und durch Frömmler, daß er nicht selbst, der Vater zu seinem Kinde, sprach, sondern daß er den Subdiaconus Sonderbach ersuchte, Alma zu trösten mit dem Worte des Herrn, sie zu erquicken mit geistlicher Speise.

Dem Subdiaconus kam dieser Auftrag äußerst gelegen, das Wesen Alma's gefiel ihm seit Aureliens Tode gar nicht, er hatte bemerkt, daß das junge Mädchen, obgleich äußerlich ruhig, im Innern mit sich kämpfe, und er hatte recht gesehen, denn Tag und Nacht beinahe rang Alma nach Klarheit. Die letzten Worte ihrer sterbenden Mutter hatten eine gewaltige Revolution in ihrem jungen Herzen zu Wege gebracht, alle die der Frömmelei wiederstrebenden Stoffe, die von Natur in jeder Menschenbrust liegen, waren in Gährung gerathen und Alma war nahe daran zur klaren Einsicht zu gelangen, das ihr aufgelegte Joch zu brechen, die Frömmelei wegzuwerfen und frisch und fröhlich, wie's der Jugend ziemt, hinein zu hüpfen ins fröhliche Leben, als es Sonderbachs Bemühungen gelang,

sie auf's Neue in die starren Ketten der Frömmelei einzuschmieden.

Als Sonderbach zum ersten Male als Tröster bei Alma erschien, fand er sogleich, daß das junge Mädchen ungewöhnlich kühl und vorsichtig gegen ihn sei. Er war verlegen, doch nicht lange, denn wie könnte das ein Frömmler, und hielt es für seine erste, aber auch schwerste, Aufgabe zu ergründen, was eigentlich die Veranlassung zu Alma's verändertem Wesen sei.

Sonderbach mußte erst seinen Feind kennen, ehe er ihn bekämpfen konnte, und ging, um seinen Zweck zu erreichen, mit meisterhafter Schlauheit zu Wege. Er lobte Aureliens stille Frömmigkeit unendlich, er erhob ihre Sanftmuth bis zum Himmel, er ermahnte Alma, ihrer Mutter nachzustreben in allen christlichen Tugenden, um einst auch so selig zu sterben. Der Diaconus rechnete richtig, seit Aureliens Tode war Alma anders, dort also war die Quelle ihrer Verwandelung und darum variirte der Diaconus dieses Thema immer und immer wieder. Alma war noch zu unerfahren, um die Absicht des Priesters zu durchschauen, das Lob der seligen Mutter

erweichte ihr Herz, sie gab sich der Rührung hin und entgegnete warm:

„Ja, sie ist selig gestorben, meine theure Mutter, sie war eine ächte Christin, aber trotzdem theilte sie die Meinungen nicht alle, die der Vater und sie hegen!"

„Wie so?" fragte Sonderbach mit heimlicher Freude, aber äußerlich ruhig. Alma, die einmal angeregt war, fuhr fort:

„Sie hielt es nicht für sündlich, sich zu freuen an der schönen Frühlingspracht, ja sie hielt es für Pflicht, sich daran zu freuen, sie verdammte Andersdenkende nicht, sie ermahnte mich, fröhlich zu sein, hören sie fröhlich!" Mit leuchtenden Augen blickte Alma auf den Diaconus, der sich eben auf eine Anrede besann und rief laut:

„Und sie hatte Recht, eine innere Stimme sagt es mir, die sterbende Mutter hat Recht, ich werde fröhlich sein und Gott nicht dadurch beleidigen!"

Sonderbach erschrak, wenn Alma auf diesem Grund fortbaute, so war sie nach seinen Ansichten für den Himmel, d. h. für ihn, verloren, mit meisterhafter Gewandtheit nahm er also das Wort:

„Und, meine Tochter, ich sage dir, die verklärte selige Christin hat Recht, ganz Recht! —"

Alma staunte: -

„Sind sie der Meinung meiner Mutter? sie haben mir so oft gerade das Gegentheil gesagt!" fragte sie mißtrauisch und schüchtern.

„Meine Tochter," „sagte der Diaconus," der rechte, wahre Christ, der erweckte Diener unseres Herrn, der sich im festen Glauben an die reinigende erlösende Kraft des Blutes Christi frei von aller Sünde weiß, der kann sich freuen über Alles, was die Erde Schönes bietet, er wird sich freuen ganz von selbst schon, weil er gerechtfertigt allein durch seinen Glauben nichts in sich fühlt, was ihn stören könnte in der Freude!"

„Nun," sagte Alma, „ich glaube einst selig zu werden, allein durch Jesu Christi Gerechtigkeit, warum hindert ihr mich denn hier auf Erden fröhlich zu sein mit meinen Mitmenschen? warum soll ich mich nicht freuen, sondern Tag für Tag beten und singen, bereuen und mich quälen!"

„Was bereuest du denn, meine Tochter?"

„Wenn ich mich an einer Blume freute, strafte mich der Vater und befahl mir zu bereuen!"

„That das immer der Vater, strafte dich dein Gewissen nie?"

„O ja, oft!"

„Nun siehe, dann ist deine Freude auch keine rechte christliche, und dann ist sie allerdings Sünde. Jede Freude, über die dir dein Gewissen Vorwürfe macht, ist Sünde!"

Alma ließ ihr Köpfchen hängen, der Priester hatte gesiegt, das arme Kind bedachte nicht, was der Diaconus schlau genug bedacht hatte, nämlich daß die verkehrte Erziehung ihr gelehrt habe, beinahe jede Freude als Sünde zu betrachten. Sonderbach verfolgte jetzt seinen Sieg, er drehte jedes Wort der sterbenden Aurelie so lange, bis es seine Ansichten unterstützte und gründete so seine Herrschaft über Alma von Neuem auf's Festeste, indem er sie auf der sterbenden Mutter Worte basirte. Am Schlusse der langen Unterredung war Alma wieder ganz in den Schlingen des schlauen Mannes, er warf sich mit ihr auf's Knie und betete eifrig: Alma möge recht bald die reinen Freuden des Christen kennen lernen, die Freuden, denen keine Reue folge!

Sonderbach wußte recht gut, daß Alma keine Freude finden werde, wegen deren Genuß, nicht ihr Herz, wohl aber ihr irregeleiteter Verstand, sie nach-

her strafen werde. Beim Abschied drückte er das liebliche Mädchen an seine Brust und küßte sie mit zärtlichem Feuer auf Stirn und Lippen und diese Zärtlichkeit war keine Heuchelei.

Dahin hatte Frömmelei die arme Alma nun gebracht, sie quälte sich mit Gewissensbissen, wenn sie Morgens eine Viertelminute zu spät beim Gebet erschien, aber ihre unentweihten, jungfräulichen Lippen überließ sie ohne Regung der Schaam einem heuchlerischen Wollüstlinge, weil sie ihn für einen halben Heiligen hielt.

Tagtäglich besuchte Sonderbach jetzt Alma, der Freiherr that das Seine, und durch die Bemühungen beider, war das Kind des Frömmlers bald unsäglich unglücklich. Alma hielt sich für die größte Sünderin auf Erden, denn Sonderbach, der sie allein zu trösten wußte, war äußerst streng mit ihr und tröstete sie nur, wenn das arme Kind fast verzweifeln wollte. Das hatte die gewünschte Wirkung, denn Alma mußte nach und nach den Mann für einen Engel halten, der ihr stets Trost und Hülfe brachte, wenn sie sich ganz verloren und in des Teufels Fallstricken glaubte.

Sonderbach hatte vielleicht den stolzen Plan,

Alma dahin zu bringen, ihm ihre Hand zu reichen, wenn er ihn aber hatte, so gab er ihn sehr bald auf, denn als er des Freiherrn Gesinnung über diesen Punkt sondirte, stieß er ganz unerwartet bei dem argen Frömmler auf einen hartnäckigen Adelstolz.

Uebrigens litt in den kurzen Wochen, die nach Aureliens Tode folgten, Alma auch leiblich, ihre Wangen wurden bleich und ihre Augen verloren sichtlich an Glanz. Nicht aus Mitleid mit dem armen Kinde, sondern weil er sich eine Schönheit, die ihn erhitzte, nicht verderben wollte, begann Sonderbach milder zu werden mit ihr.

Der Geistliche staunte selbst über die Macht, die er über Alma hatte. Das liebliche Mädchen wurde gesund, wenn er es wollte, sie welkte hin, wenn es ihm beliebte, er hatte eine unbeschränkte Herrschaft über den Geist und das Leben der Jungfrau, die er als seine gewisse Beute betrachtete und den günstigen Moment herbeisehnte, in dem er sich ihrer bemächtigen könne. Wir haben gesehn, daß Sinnlichkeit die Haupttriebfeder von Sonderbachs Betragen gegen Alma war, dennoch besaß dieser Mann eine solche Herrschaft über sich, daß er im Stande

war, ruhig den günstigen Moment abzuwarten. Wie bequem aber seine Moral war, und wie teuflisch verkehrt zugleich sein ganzes Wesen, ist daraus ersichtlich, daß er ganz aufrichtig Gott dankte im Gebet, daß er ihm diese Stärke gäbe, daß er ihm die Kraft zu Theil werden lasse, seine Sinne zu beherrschen, bis sich ein Moment finde, wo er seine Begierde, ohne Gefahr für sich, befriedigen könne.

So war die Lage der Dinge, als Friedrich von Krecher in der Residenz ankam. Gleich am Morgen nach seiner Ankunft, nachdem er die neuen Pferde im königlichen Marstall besehen und seinen Jagdhund gegen einen andern umgetauscht hatte, meldete sich der junge Mann, der, wie sich von selbst versteht, Landwehrlieutenant war, bei dem in der Residenz anwesenden Chef seines Regimentes und fuhr dann, zu seinem Aerger ohne Prechtler, der sich beharrlich weigerte, in das Haus eines Pietisten zu gehen, weil er von solchen Menschen eine ganz seltsame Vorstellung hatte, nach dem Landhause des Freiherrn von Domberg.

Friedrich hatte einen Brief seines Vaters in der Tasche, den er indeß, laut Verabredung, nur abgeben sollte, wenn ihm Alma gefiele.

Der Brief enthielt die Bitte um Almas Hand.

Der junge von Krecher fuhr mit seinen beiden Lichtbraunen, eigner Zucht, rasselnd durch das Gitterthor des Landhauses und hielt mit bedeutenden Herzklopfen auf der Rampe.

Friedrich drückte den Federhut fester in die Stirn, er war in voller Uniform, da er von seinem Chef kam, und trat rasch in die öde Hausflur. Der Bediente, Gustav, durch das Geräusch des Wagens aufmerksam gemacht, kam ihm entgegen.

„Ist der Freiherr von Domberg zu sprechen?“ fragte Friedrich.

„Der gnädige Herr,“ — stammelte der Bediente, „ich weiß nicht, der Herr Diaconus sind bei ihm! —

„Thut nichts,“ entschied Friedrich, „melde er seinem Herrn, sein Vetter, der Lieutenant von Krecher wünsche ihm seine Aufwartung zu machen!“

Der Bediente ging.

„Verdammt,“ murmelte der junge Mann, „dachte mir's bald, gleich ein Pfaffe bei ihm!“

Gustav kam zurück, mit ihm aber der Freiherr selbst, der seinen Vetter umarmte und mit süßlicher Stimme sagte:

„Sie kommen in ein Trauerhaus, theuerster Vetter, die Hand des Herrn ruht schwer auf mir, treten sie ein!“

Friedrich stand in dem uns schon bekannten Bibliothekzimmer und fühlte sich unglaublich unheimlich unter den Gebetbüchern und Cruzifixen, die ihn umgaben.

Der Diaconus Sonderbach machte dem jungen Mann eine stumme Verbeugung und blieb im Fenster stehen.

„Ja, theuerster Vetter, der Herr, unser Gott, hat mir ein schweres Kreuz aufgelegt!“

„Er wird ihnen auch die Kraft geben, es zu tragen, mein Bruder!“ schaltete der Diaconus ein.

Friedrich sah den Geistlichen staunend an, der es wagte, einen Freiherrn Bruder zu nennen, sein Vetter gefiel ihm gar nicht.

Man nahm Platz, der Freiherr sprach immer von seinen Prüfungen, Friedrich hörte nicht drauf und erst als Domberg ihn nach dem Befinden seines Vaters fragte, kam er zu Wort.

„Nun er ist, Gott sei Dank ganz wohl,“ sagte er, geht auf die Jagd, versieht sein Amt, Essen und Trinken schmeckt ihm.“

Der Diaconus warf dem Freiherrn einen seltsamen Blick zu, der nur sagen sollte, wie sehr der wahre Christ entrüstet sein müsse über ein solches Leben. Friedrich fuhr unbekümmert um diesen Blick fort:

„Der Vater hat mich geschickt, um ihnen und der Cousine Alma, die er als seine Pathin sehr liebt, unser Beileid über den Tod der Tante zu bezeugen, der Vater war sehr ergriffen von Tante Aureliens Tode!"

Der Freiherr klingelte, Gustav erschien.

„Ich lasse meine Tochter ersuchen herüber zu kommen!"

„Jetzt gehts los," sagte Friedrich zu sich selbst, gefällt mir die Tochter nicht besser als der Vater, so bekommt Tobias Gustchen nicht!"

Der Freiherr schwieg eine Weile und Sonderbach machte schon Miene, sich mit der gewöhnlichen Unverschämtheit dieser Klasse von Menschen nach dem Glauben des jungen Krecher zu erkundigen. Zum Glück merkte es Domberg zur rechten Zeit und verhinderte es, denn obgleich Frömmler im höchsten Grade, so wünschte er doch keinen Auftritt in seinem Hause.

„Was führt sie denn in die Residenz, theuerster Vetter?" fragte er.

„Der Auftrag meines Vaters an sie," versetzte Friedrich aufrichtig, und dann wollte ich auch ein Paar Pferde kaufen und einmal wieder ins Theater gehn!" Der Freiherr schlug die Augen zum Himmel auf, als er vom Theater hörte, der Diaconus lächelte und erkundigte sich nach dem Prediger in Morsberg.

„Unser Prediger ist vor drei Monaten gestorben, mein erster Lehrer, der gute, alte Magister Veil," erwiederte Friedrich, „mein Vater hat schon an den Herrn Bischof Friedemann geschrieben und ihn gebeten, ihm einen andern vorzuschlagen!"

Der Diaconus zuckte zusammen, als der Name des Bischofs genannt wurde, es war der eifrigste Gegner des Pietismus, ein ächter, protestantischer Geistlicher, der durch seine überwiegenden Kenntnisse, seinen tadellosen Wandel, sowie auch durch seine Stellung bis jetzt ein Gegengewicht gegen die Frömmelei gebildet und drum allen Pietisten im höchsten Grade verhaßt war.

Vielleicht hätte der Geistliche etwas erwiedert, aber eben trat Alma herein.

Unsere Leser kennen das Kind des Frömmlers bereits, Alma ist größer geworden seit dem Tode Aureliens, ihr Antlitz ist nicht mehr so frisch, aber es ist bedeutender und interessanter als damals.

Friedrich von Krecher staunte über ihre Schönheit.

„Hole mich der Teufel," dachte er, „wenn die nicht zehnmal schöner ist als Gustchen!"

„Dein Vetter von Krecher, Alma," sagte der Freiherr, „der Neffe deiner verklärten Mutter, meiner in Gott seligen Aurelie. Ihre Cousine, theuerster Vetter!"

Alma verbeugte sich, neigte das lockige Köpfchen und sprach leise einige bewillkommnende Worte. Friedrich aber, den Alma's Schönheit rührte, der wahrhaftes Mitleid mit ihr empfand, fühlte sich unwiederstehlich zu ihr hingezogen, er schloß sie in seine Arme und küßte sie herzhaft.

Alma wurde todesblaß, der Freiherr war verlegen, der Diaconus knirschte in eifersüchtigem Zorn mit den Zähnen.

„Liebes, schönes Mühmchen," sagte der natürliche Friedrich, „ich soll sie herzlich vom Vater grüßen, er hat sein Pathchen nicht vergessen, wir haben beide herzlichen Antheil an ihrem Schmerz genommen."

Staunend blickte Alma den blitzenden Offizier an, sie war erschrocken über Friedrichs Kühnheit, aber sie mißfiel ihr nicht, denn wahres Gefühl sprach sich deutlich in seinen Worten aus.

Uebrigens ließ ihr der junge Krecher nicht lange Zeit zum Nachdenken, er nahm einen prachtvollen Granatenschmuck aus der Brusttasche und sprach freundlich:

„Liebes Mühmchen, mein Vater läßt sie bitten, diesen Schmuck, den ihre und meine gemeinschaftliche Großmutter getragen, von ihm anzunehmen, erlauben sie, daß ich sie selbst damit schmücke?"

Alma wurde immer verlegener, sie sah ihren Vater fragend an, aber Friedrich wartete nicht, sondern hatte ihr das Collier um den blendend weißen Hals befestigt, ehe sie ein Wort gesagt hatte.

Der Diaconus konnte seinen Aerger kaum bekämpfen und auch der Freiherr fand sich unangenehm durch das natürliche Betragen Friedrichs berührt. Dieser indeß, dem es nicht besonders nach einer Unterhaltung mit dem Freiherrn gelüstete, ergriff jetzt seinen Federhut und empfahl sich, indem er Alma zum zweiten Male sehr zärtlich küßte und sich gegen Sonderbach sehr obenhin verneigte. Der

Freiherr begleitete ihn und war nicht wenig erstaunt, als ihm Friedrich beim Abschied einen Brief übergab und ihm ruhig sagte: „Morgen, theuerster Vetter, um dieselbe Stunde, werde ich Antwort holen!“ „Ein köstliches Mädchen, die kleine Cousine,“ brummte Friedrich, als er in dem Wagen saß und in die Stadt zurückfuhr, „ich habe, bei Gott, die schönste Frau, wenn ich sie nämlich erst habe, der reicht Gustchen das Wasser nicht. Langweiliger Mensch der Freiherr, und der Pfaffe — na, wir, der Vater und ich, werden der kleinen Alma bald die Frömmelei vertreiben!“

„Lege den irdischen Tand ab, Alma!“ sagte der Freiherr, als er mit dem Briefe in der Hand ins Bibliothekzimmer zurückkehrte „und laß uns allein, unser Herr Jesus behüte dich vor der nähern Bekanntschaft mit einem so lasterhaften Menschen, der keinen Sinn hat für das Göttliche, wie der Vetter von Krecher, gehe mein Kind!“

Alma ging.

„Was sagen sie dazu, mein Bruder?“ fragte er nun den Diaconus. „Ich rufe Wehe, dreimal Wehe über diesen Sünder, der es wagte, die fromme, keusche Christenjungfrau mit seinen unsittlichen Küs-

sen zu beflecken, der sie zu versuchen trachtete mit seinem irdischen Tand, ich tadele sie, mein Bruder, sie haben schwere Verantwortung auf sich geladen, daß sie ihre reine, christliche Tochter der Gefahr der Verführung aussetzten!"

Der Freiherr seufzte tief, dann setzte er sich nieder und erbrach den Brief, der mit dem großen Wappen der Krecher gesiegelt war. Neugierig versuchte der Diaconus den Inhalt des Briefes aus dem Gesicht des Freiherrn zu lesen. Aber seine Kunst scheiterte, der Freiherr wechselte die Farbe mehre Male, legte das Schreiben nieder und starrte vor sich hin.

„Hat ihnen der Herr eine neue Prüfung aufgelegt, mein Bruder?" fragte Sonderbach.

Der Freiherr sah ihn an, dann antwortete er mit einem seltsamen Lächeln: „Mein Schwager der Landrath von Krecher bittet um Alma's Hand für seinen Sohn, den sie eben gesehen haben!"

Der Geistliche fuhr zurück, es bedurfte einiger Minuten, mehre Minuten überlegte er, wie er den möglichst größten Vortheil aus diesem Ereigniß ziehen könnte. Blitzschnell war sein Entschluß gefaßt, er dankte Gott im Stillen, daß er endlich den Mo-

ment kommen lasse, wo er die Früchte seiner Bemühungen um Alma genießen könne.

„Was gedenken sie zu thun, mein Bruder?“

„Sie fragen noch? ich weise den Antrag ab!“

„Ueberlegen sie wohl, mein Bruder, was sie thun,“ erwiederte der Geistliche ernst, „entziehen sie sich der leitenden Hand des Herrn Herrn nicht, mir scheint das eine Fügung des Herrn, der vielleicht Alma zu einem seiner Werkzeuge machen und sich in dem schwachen Gefäße verherrlichen will, vielleicht hat er sie ausersehen, das ganze Haus der Gottlosen zurückzuführen auf den Pfad, den die Gerechten wandeln?“

Der Freiherr überlegte.

„Ringen sie im Gebet nach Erleuchtung, theurer Bruder, beugen sie ihre Knie vor dem Bilde des Gekreuzigten, flehen sie, bitten sie, der Herr giebt ja so gern, wenn wir aufrichtig bitten. Den Frommen wird gegeben, darum sie bitten!“

Der Geistliche ging hinaus und ließ den Freiherrn allein, der auch nicht säumte, wirklich vor dem Cruzifix nieder zu knieen und um Erleuchtung zu bitten. Dieses äußerliche Gebeteswerk hinderte ihn indessen nicht, daran zu denken, daß die Krechers

eine altadelige Familie, daß sie von großem Einfluß in ihrer Gegend, daß, wenn es Alma's Bemühungen gelänge, Vater und Sohn zu Pietisten zu machen, daß dann ein großer Theil der Familien jener Gegend dem gegebenen Beispiel folgen würde. Auch bedachte er, alles im Gebet, daß er durch die Verheirathung der Sorge um Alma überhoben, sich ganz seinen frommen Geschäften widmen könne.

Man sieht, daß auch der Freiherr, trotz seiner Frömmigkeit, noch ziemlich viel irdische Gedanken hatte.

Während der Freiherr so überlegte und bald entschlossen war, seine Tochter dem jungen Krecher zu geben, war Sonderbach zu Alma gegangen.

Zärtlich umarmte und küßte er das liebliche Mädchen und klagte heuchlerisch: „O was mußt du gelitten haben, meine arme Tochter, bei den Liebkosungen, des in eitler Weltlust ganz versunkenen Jünglings?"

Alma gestand, daß ihr Friedrichs Küsse eine entsetzliche Bangigkeit verursacht hätten.

„Könnten wir den jungen Mann retten, könnten wir seine unsterbliche Seele erlösen, welche hohe, schöne Aufgabe, meine Tochter!"

Alma sah den Geistlichen staunend an.

„Möchtest du wohl dazu wirken, möchtest du, meine Tochter, mit Hülfe des Herrn Jesus die Seele des armen, verblendeten Jünglings retten, möchtest du seine Retterin werden zeitlich und ewig?“

Alma hätte kein weibliches Wesen sein müssen, wenn sie nicht mit Freude auf diesen Vorschlag eingehen, nicht die Tochter eines Frömmlers, nicht die begeisterte, schwärmerische Schülerin Sonderbachs, wenn ihr nicht der Gedanke, eine Seele zu retten als das höchste und schönste erschienen wäre. Mit wahrer Wonne lauschte sie den schmeichelnden Worten des Geistlichen, schon sah sie sich im Geist als die Retterin Friedrichs und seines Vaters, als die Retterin von zwei Männern, die ihr schon lieb und werth waren, weil sie Verwandte ihrer armen Mutter waren, aber noch lieber, weil sie helfen sollte sie auf den Weg, den sie in ihrer Verblendung für den einzig wahren Himmelsweg hielt, zurückzuführen.

Sonderbach war zufrieden mit dem Erfolg seiner Rede und ging sehr ruhig zu dem Freiherrn, der ihn rufen ließ. Der schlaue Geistliche wußte sehr gut, daß Domberg die Einwilligung zur Ver-

mählung Alma's geben würde. Er kannte ihn durch und durch. Wir werden gleich sehen, warum dem Sonderbach so viel an der Verheirathung Alma's mit Friedrich von Krecher gelegen war, die doch anscheinend Alma ganz aus seiner Gewalt befreite und sie in Hände lieferte, in denen die Frömmigkeit des lieben Kindes große Gefahr lief.

Drittes Kapitel.

Am andern Morgen war die Baronesse Alma von Domberg die verlobte Braut des Herrn Friedrich von Krecher.

Mit jener entflammten Todesfreudigkeit, mit jenem schwärmerischen Eifer, mit denen einst die christlichen Ritter vergangener Jahrhunderte das Schwert, das Schwert mit dem Kreuzgriff nahmen, um die Ungläubigen zu bekehren, mit eben diesem Eifer, mit eben diesem Selbstaufopferungsgefühl, versprach sich Alma mit Friedrich.

Erziehung und Sonderbach hatten so auf das Herz der Jungfrau gewirkt, daß Alma bei ihrer Verlobung wirklich keinen andern Gedanken hegte, als den die beiden Krechers, Vater und Sohn, zu ihren überspannten Ideen von Religion, zu ihren ängst-

lichen, traurigen und verkehrten Lebensansichten zu bekehren. Muthvoll wie eine Märtyrerin der ersten christlichen Jahrhunderte litt sie Friedrichs nervige Umarmungen, seine kräftigen Küsse, die sie für sündlich hielt, während die nicht weniger sinnlichen Sonderbachs ihr heilig waren.

Alma hatte keinen andern Gedanken als Bekehrung Friedrichs, den sie nur darum liebte, weil sie sich als seine Retterin betrachten konnte; wäre Friedrich schon ein Erweckter, ein Frömmler, gewesen, so würde sie sehr gleichgültig an ihm vorübergegangen sein.

Friedrich von Krecher liebte aber Alma in seiner ehrlichen, deutschen Weise sehr, er liebte sie, erstlich weil sie schön war, zweitens weil sie ihm, wenn gleich verkehrt, so doch sehr gut erschien, drittens weil sie eine Krecher werden sollte, viertens weil sie hunderttausend Thaler baar Mitgift hatte, mit denen er Oberlandin kaufen konnte. Es war in dem Landjunker nicht eine Idee von einer übersinnlichen Leidenschaft, von einem Schmachten und Sehnen — seine Neigung war gesund, sinnlichkräftig, aber durchaus ehrlich und rein. Eben aber weil seine Liebe eine so durchaus gesunde war, ver-

lor er den Kopf nicht, vergaß nicht Alles andere, sondern erklärte noch am Tage seiner Verlobung, er müsse morgen abreisen, um das Jagdwetter nicht zu versäumen, er müsse nach der braunen Stute sehen, seinen neuen Hund probiren und endlich dürfe er auch seinen Vater nicht so lange in Ungewißheit lassen über den Erfolg seiner Werbung. Es war am Nachmittage des Verlobungstags, als Friedrich mit dem Freiherrn und seiner Braut im Bibliothekzimmer allein war. Wir werden gleich sehen, welchen Zweck die Abwesenheit des unvermeidlichen Sonderbach hatte.

„Sie sind also entschlossen uns morgen schon zu verlassen, theuerster Vetter, und wenn es des Herrn Wille ist, bald geliebter Sohn!" sagte der Freiherr. Friedrich, der mit Alma's blonden Locken spielte, antwortete derb:

„Ich muß, Gott straf mich, morgen fort, Herr Vetter!"

„Lieber Vetter, begann der Freiherr," ich bitte sie herzlich um ihres Seelenheils willen, gewöhnen sie sich doch das unchristliche Fluchen und Schwören ab, sie rufen Gottes Strafgericht beständig auf

sich herab und es bedarf der ganzen Langmuth unsers Herrn Jesus, daß er solches duldet."

Friedrich starrte den Freiherrn an, er hatte ihn nicht ganz verstanden, aber er sagte:

„Ich weiß sehr gut, daß das Fluchen unschicklich ist, als ich noch Referendar war, hab ich's auch nicht gethan, aber, Vetter, hetzen sie sich ein Mal sechs Jahr lang herum mit Knechten und Mägden, exercieren sie Jahr aus Jahr ein in jedem Sommer ein Paar Dutzend Rekruten und, ich will des Teufels sein, wenn sie sich das Fluchen nicht angewöhnen!"

„Lieber Friedrich, meinetwegen, fluche nicht mehr so erschrecklich, ich fürchte mich dabei!" bat Alma mit den rührendsten Tönen.

Der Landjunker war leicht zu rühren.

„Gott straf mich!" rief er ergriffen, „ich will nicht mehr fluchen!"

Der Freiherr schüttelte den Kopf, Alma aber, die ihren Bräutigam durchaus bessern und bekehren wollte, freute sich, denn nun endlich hatte sie den Anfang dazu gefunden, bis jetzt hatte sie so eigentlich nicht gewußt, wo sie anfangen sollte.

„Lieber Vetter, ich habe ihnen unter des Herrn

gnädiger Zulassung dasjenige gegeben, was mir auf Erden das Theuerste ist, mein Kind, darf ich sie nun ihrerseits um eine Gefälligkeit bitten?"

„Gewiß, Herr Vetter!"

„Nun so bitten sie ihren Herrn Vater, meinem Freunde, dem hiesigen Herrn Subdiaconus Sonderbach, die erledigte Morsberger Pfarrstelle zu conferiren, ich stehe ihnen dafür, daß er einen treuen Seelsorger, einen wahrhaft christlichen Prediger in ihm erhält!"

„Lieber Vetter, antwortete Friedrich, dem Sonderbach nicht gefallen hatte, „mein Vater hat schon an den Bischof geschrieben und ich weiß nicht — "

„Lassen sie das, theuerster Vetter, man kann dem Bischof abschreiben, bedenken sie, daß das die ein zige Bedingung ist, die ich ihnen mache, aber es ist die Bedingung, von deren Erfüllung ich Alma' Hand abhängig mache. —"

„Ich verstehe sie nicht ganz. —"

„Ich will deutlich sprechen, Alma wird nicht eher ihre Frau, ehe nicht Sonderbach Prediger in Morsberg ist, ist das deutlich?"

„Gewiß, aber --

„Sie können es mir nicht verdenken, mein Vet-

ter, daß ich meiner Pflicht als christlicher Vater folge und meine Tochter nicht ohne den Beistand des bewährten, christlichen Freundes aus dem Vaterhause entlasse!"

„Da sie von dieser Bedingung Alma's Besitz abhängig machen und da mein Vater stets einer Meinung mit mir ist, so haben sie hier mein Edelmannswort, wir werden dem Sonderbach, ihrem Protegé, die Pfarre zu Morsberg in Gnaden conferiren!"

Friedrich sagte das in etwas gereiztem, sehr vornehmen Ton, der Freiherr schien zufrieden, denn wir wissen, daß auch er, trotz seiner Frömmigkeit, einen ultraaristocratischen Familienstolz besaß, Alma aber staunte, sie begriff nicht, wie man dem göttlichen Diener des Herrn gegenüber so hochmüthig sprechen könne und seufzte im Stillen, „o wie verblendet sind die Kinder der Finsterniß, daß sie sich für höher halten als die Kinder des Lichts, daß sie von Gnade reden, da doch nur der Herr gnädig ist!"

„Nun aber, Herr Vetter," nahm Friedrich aufs Neue das Wort, „erlauben sie mir wohl auch meinerseits eine Bedingung zu stellen?"

„Lassen sie hören!“

„Ich verlange für meinen Vater und mich von dem Sonderbach in der Anrede den gebührenden Titel, verbitte mir also durchaus von ihm die Anrede „mein Bruder,“ auch darf er Alma, sobald sie eine Krecher ist, nicht mehr „meine Tochter“ anreden, sondern sie ist seine „gnädige Frau!“

Der Freiherr wurde hochroth, wenn er auch mit dem Diaconus allein sich von diesem ruhig Bruder nennen ließ, so verletzte es ihn doch alle Mal, wenn es in Gegenwart Anderer geschah. Er fand Friedrichs Forderung billig und gestand sie zu Alma's größter Verwunderung, ja zu ihrem Schmerze, bereitwillig zu.

„Ferner,“ fuhr Friedrich fort, „bitte ich mir aus, daß besagter Sonderbach nie und nirgend die Ehrfurcht, die er mir oder meinem Vater, als seinem Kirchenpatron, schuldig ist, aus den Augen setzt, namentlich nicht wie Landins Pfarrer, der sich auch einen neumodischen hat aufhängen lassen, das Gebet für den Patron und seine Familie wegläßt. Man muß sich vorsehen, August Landin, ein genauer Freund von mir, hat bis ans Consistorium

gehen müssen, um seinen Pfarrer zu dem zu zwingen, was seine verdammte Pflicht und Schuldigkeit war!"

„Sonderbach wird stets seine Pflichten von selbst thun, ohne Zwang, mein Vetter, sind sie nun mit ihren Bedingungen zu Ende?"

„Ja!"

Friedrich wollte Alma küssen, aber diese entwand sich ihm, ihr schauderte vor einem Menschen, der so frevelhaft von einem Manne sprechen konnte, den sie wie einen Heiligen verehrte. Sonderbach sollte ihr nicht mehr den Tochternamen geben, sie nicht mehr seine fromme Tochter nennen, sie war empört. Friedrich wollte eben nach die Ursache ihrer Verstimmung fragen, als sich die Thür öffnete und Besuch eintrat.

Der Freiherr stellte die Verlobten vor. Fromme Segenswünsche, süßliche, christlich sein sollende, Sprüche wurden freigebig über das Paar ausgeschüttet.

Das Zimmer füllte sich immer mehr, Generale in großer Uniform, Hofdamen, uralte Gräfinnen, junge Baroneßchen, Adjutanten und Stabsoffiziere, Referendare und Lieutenants, Studenten und bekannte Schauspielerinnen, Geistliche und Aerzte, Räthe und Secretaire, es war eine ungemein zahl=

reiche Versammlung. Friedrich hielt es für eine Gesellschaft, die der Freiherr zur Feier seiner Verlobung gebeten und sprach ganz ruhig mit Alma von seiner braunen Stute, von den schwarzen Wagenpferden, mit denen sie künftig fahren solle u. s. w. Plötzlich sah er einen alten Freund, der mit ihm durch das Assessorexamen gefallen war.

„Liebe Alma," sagte er, „ist das dort nicht Herr von Gormas?"

„Ja, es ist der Regierungsrath von Gormas!"

„Mein Gott, den muß ich begrüßen, es ist ein alter Freund von mir!"

„Herr von Gormas ist ein ausgezeichneter, frommer Mann!" antwortete Alma verwundert, daß Friedrich auch solche Freunde habe.

Der Landjunker trat an den Regierungsrath heran und faßte ihn an der Hand.

„Gormas, zum Teufel, alte Seele, wie kommst du denn ins Haus meines frommen Schwiegerpapa's?" flüsterte er ihm zu.

Der Angeredete erschrak, zog Friedrich in ein Fenster und sagte:

„Alter Freund, compromittire mich nicht, dort steht mein Chef, du heirathest die fromme Alma?"

„Versteht sich, aber zum Donner, wie bist du denn Regierungsrath geworden, wir fielen doch zusammen durch?"

„Krecher, du bist discret, besuche mich heute Abend, dann sollst du Alles wissen, laß mich aber jetzt, man muß mit den Wölfen heulen, man muß fromm thun, mein Chef ist fromm und ich will gern Zulage haben!"

Friedrich lächelte. „Ich wohne Charlottenstraße Nr. 41 eine Treppe hoch!" flüsterte der Regierungsrath und Friedrich setzte sich wieder zu seiner Braut, die den Herrn von Gormas aufs Neue wegen seiner christlichen Frömmigkeit lobte. Friedrich schwieg und dachte: der Gormas muß ein schlauer Bursche geworden sein.

Jetzt erschien Sonderbach, einen sehr gewöhnlich aussehenden Mann in langem Rock an der Hand führend.

„Wer ist das, Alma?" fragte Friedrich.

„Ich weiß es nicht!"

Der Freiherr ging dem Diaconus entgegen und sagte ziemlich laut:

„Ich gratulire ihnen, mein Bruder, meine Vettern von Krecher haben ihnen die Pfarrstelle von

Morsberg conferirt, ich bitte den Herrn, daß er ihr dortiges Wirken so reichlich segnen möge, wie er es in seiner Gnadenfülle hier gethan!"

Sonderbach dankte und machte sich sehr gewandt los von den Vielen, die ihn glückwünschend umringten.

Er schritt auf Alma und Friedrich zu, verbeugte sich mit weltmännischem Anstand vor dem Landjunker und sprach verbindlich:

„Herr Baron, ich komme, um ihnen meinen ergebensten Dank zu sagen für die Verleihung ihrer Pfarrstelle, die mir Herr von Dombeeg so eben anzeigte. Ein geistliches Band wird uns hinfort verknüpfen, sie werden der Patron meiner Kirche sein, ich der geistliche Hirt ihrer Unterthanen, wir werden gemeinschaftlich wirken und ich hoffe, der Herr Baron werden mit den Leistungen ihres Pfarrers zufrieden sein!"

Friedrich freute sich über Sonderbach, o der Mensch spricht doch ganz verständig, dachte er, er bestätigte freundlich, was der Freiherr gesagt, der schlaue Geistliche hörte mit diesen Worten auf, dem Landjunker unangenehm zu sein, er begann den Weg

zu betreten, auf dem er zur Freundschaft von Alma's künftigem Gemahl zu gelangen gedachte.

Das junge Mädchen aber begriff ihren geistlichen Freund nicht, seine Unterwürfigkeit gegen Friedrich war ihr ein Räthsel, aber Sonderbachs Ansehn litt dadurch nicht, es war zu fest begründet.

Jetzt erschienen die beiden Mädchen und einer der Bedienten des Freiherrn und präsentirten Gesangbücher herum.

„Wir singen aus einem Buche, Friedrich!“ sagte Alma zu ihrem bestürzten Bräutigam.

„Singen, was?“ fragte dieser.

„Nun die Betstunde wird gleich angehn, mein Theurer!“

Friedrich antwortete nicht, denn in demselben Moment sagte eine rauhe Stimme mit gesuchter Betonung und in gemeiner Sprache.

„Meine Schwestern un Brüder, mir wolle das hundertneununverzigste Lied singe!“

Der Gesang begann, zu Alma's Schmerz sang Friedrich nicht mit. Der ehrliche Landjunker war zu bestürzt, sich plötzlich in einem Conventikel der Frömmler zu sehen, als daß er Fassung zum Singen hätte haben sollen. Nur allmählig fand er sei-

nen Gleichmuth wieder, eine Weile lauschte er auf Alma's feines Stimmchen, dann wurde ihm das zu langweilig, er sah sich um.

Sein Freund von Gormas hielt einem alten Manne das Gesangbuch, er sang aus vollem Halse, der alte Mann war vermuthlich sein Chef. Ein grauer General sang mit Hülfe einer Brille und sah so fromm und ehrwürdig dabei aus, daß Friedrich dachte: dem ist's Ernst mit der Frömmigkeit, schade, daß er in dieser Gesellschaft ist! Gewöhnlich hielten Herren den Damen die Gesangbücher und der Landjunker bemerkte manches Paar, das sich hinter den frommen Blättern ziemlich unfromme Blicke zuwarf. Er sah wie so manche Hände sich in zärtlichem Druck fanden beim Halten des Gesangbuchs.

Unter solchen Beobachtungen wurde ihm selbst das lange Lied nicht zu lang.

Als es beendet war, las der Mann mit der gemeinen Sprache etwas vor, den Text eines zu haltenden Vortrags.

„Alma, wer ist der Mensch!“ fragte Friedrich leise seine Braut.

Diese, obgleich unwillig über die Störung, flüsterte leise:

„Ein frommer Diasporaarbeiter der Herrnhutergemeinde!“

„Diasporaarbeiter!“ murmelte Friedrich, er wußte nichts von den Männern, die von den Herrnhutergemeinden ausgesendet werden unter die Heiden, d. h. die nichtherrnhutischen Christen. Der Vortrag des Diasporaarbeiters war kläglich, gemein, schleppend und suchte zu beweisen, daß die Schlange im Paradiese zugleich wirkliche Schlange und zugleich wirklich der Teufel gewesen, der Redner schleppte seine Zuhörer eine volle Stunde im Kreise herum, auf die Gottlosen scheltend und eine wahrhaft furchtbare Belesenheit in herrnhutischen Kernsprüchen an den Tag legend. Als er endlich erschöpft inne hielt, hatte er nichts bewiesen, sondern nur behauptet, daß die Schlange wahrhafte Schlange und zugleich wahrhafter Teufel gewesen.

Friedrichs gesunder Sinn empörte sich gegen den Unsinn dieses Vortrags, aber er schwieg, denn eine ungewöhnliche Bewegung unter der Versammlung gab sich bei dem Amen des Redners kund. Er sah den Redner niederknieen und die ganze Versammlung folgte seinem Beispiel. Mühsam ließ sich der alte General auf seine steifen Knieen nie-

der, ängstlich knieten sich die jungen Herrn so dicht als möglich an die jungen Damen, die eine ingenieuse Coquetterie in der Bewegung des Niederknieens an den Tag legten. Friedrich staunte, er wurde blutroth, es schien ihm eine Sünde, hier niederzuknieen.

Alma flüsterte ihm zu.

„Willst du allein stehen, schämst du dich vor Gott im Gebet zu knieen?"

Friedrich kniete nieder, aber gerade auf die Sporen eines vor ihm auf der Schleppe einer Majorin gelagerten Lieutenants von den Gardedragonern. Der Landjunker wagte sich nicht zu rühren, er stand Höllenqualen aus, das Gebet des Herrnhuters schien gar kein Ende nehmen zu wollen. Endlich konnte er es nicht mehr ertragen.

„Hole der Teufel die ganze Geschichte, ich kann nicht mehr!" murmelte er grimmig und stand auf.

Sogleich richteten sich die Blicke mehrerer Beter und Beterinnen auf den Sünder, der so frech die christliche Sitte verletzte, Alma bebte vor Angst und weinte heiße Thränen, den guten Friedrich, der allein stand, überkam fast ein Schwindel vor Verlegenheit, da er so viele Blicke auf sich ruhen sah.

Sonderbach vollführte jetzt einen Meisterstreich,

einen Coup, der seinem Kopfe alle Ehre machte, blitzschnell überlegte er, daß es dem Junker unendlich angenehm sein müsse, aus dieser Verlegenheit befreit zu werden, und berechnete, daß Friedrich denjenigen, der ihn daraus befreite, für seinen Freund halten werde und er befreite ihn.

Staunend sah die christliche Versammlung jetzt auch den frommen Diaconus Sonderbach und seinen Bruder, den Candidaten, aufstehen. Es folgten noch mehrere dem gegebenen Beispiele und Friedrich dankte jetzt Gott sehr eifrig für seine Errettung, er war dem Diaconus unendlich dankbar.

Endlich hatte das Gebet ein Ende, die Gesangbücher verschwanden und die Theebreter erschienen. Der Diasporaarbeiter nahm eine gewaltige Portion Thee mit Rum und Zwieback zu sich, der arme Mann hatte der Stärkung sehr nöthig. Eine Weile hörte man nichts als Lobeserhebungen des ausgezeichneten Vortrags, plötzlich aber verklangen diese und das Gespräch nahm eine andere Wendung.

Einige Worte Sonderbachs hatten das bewirkt und der Diasporaarbeiter sah staunend, daß man ihn nicht wie sonst mit Lob überschüttete, er trank

schnell seine Tasse aus und entfernte sich beleidigt. Sein geistlicher Hochmuth war tief gekränkt.

Was aber hatte Sonderbach gesagt?

Er hatte auf die Frage, warum er aufgestanden, erwiedert: „mein Gott, sie fragen noch? meine ganze Andacht war hin, der gute Bruder litt an einer Anfechtung, sein Gebet enthielt ja die gröbsten Ketzereien, förmlich gotteslästerliche Dinge, der Herr Baron von Krecher, mein Bruder und mehrere bemerkten es gleich mir.

Sonderbach war das Orakel des Conventikels, alle hielten nun das eben noch so gelobte Gebet des Herrnhuters für ketzerisch, alle waren Sonderbachs Meinung, sogar Alma glaubte es, sie glaubte es um so mehr, da sie aus Angst wegen Friedrichs Aufstehen, nichts davon gehört hatte. Jetzt freute sich das gute Kind, daß sie durch Friedrichs Aufstehen bewahrt geblieben vor dem ketzerischen Gebet.

Der Freiherr, der sich sehr leicht denken konnte, daß Friedrichs Aufstehen eine ganz andere Ursache gehabt, freute sich, daß sie so bemäntelt wurde und nahm die Glückwünsche an, die man ihm über seinen frommen Schwiegersohn machte.

„Er hat eine tief christliche theologische Bildung!“ antwortete er.

Der gute Friedrich ahnte davon nichts, er war nur froh, daß ihm Sonderbach seiner Verlegenheit entrissen und es war ihm angenehm, daß der Geistliche zu ihm in das Fenster trat, in das er sich zurückgezogen.

„Mein hochverehrter Herr Patron,“ sagte Sonderbach, jedoch so, daß es blos Friedrich verstand, „es ging ihnen vermuthlich wie mir, das elende Gewäsche des Redners dauerte ihren Knieen zu lange!“

„Noch dazu, antwortete Friedrich,“ da die Kniee, die ich sonst nur beim Reiten krumm mache, „heute zum ersten Male mir diesen Dienst leisten mußten und über dem auf den Sporen eines Dragoneroffiziers sehr schlecht placirt waren. Ich danke ihnen übrigens, daß auch sie aufstanden und mich dadurch von der Verlegenheit befreiten, unter so vielen Knieenden allein zu stehen!“

„Bitte sehr, mein gnädigster Herr Patron,“ replicirte Sonderbach lächelnd, „ich konnte mir das denken, übrigens ist es ja ganz gleichgültig, ob man zu Gott betet knieend oder stehend, bedaure nur ihre Kniee, sie haben sich doch nicht verletzt?“

„Nein, nein!“

Der Geistliche entfernte sich, da der Freiherr ins Fenster trat und während Friedrich zu größtem Erstaunen Dombergs sagte: „Theuerster Vetter, ihr Sonderbach ist ein ganz ausgezeichneter Mensch, ich freue mich sehr, daß wir ihn zum Pfarrer bekommen!“ erzählte der Diaconus mehreren, der Herr von Krecher theile ganz seine Ansichten über die Ketzereien der Herrnhuter, der ausgezeichnete junge Mann verrathe eine tiefe christliche Kenntniß.

Bald darauf nahm Friedrich von seiner Braut Abschied und seufzte tief auf, als er wieder in der freien Natur war, es war ihm so wohl draußen, die fromme Gesellschaft hatte ihm den Athem beinahe versetzt.

„Prechtler!“ schrie er, als er in seinem Gasthof ankam, „rathe, wo ich gewesen bin, wo ich herkomme?“

„Nun doch von der frommen Braut!“

„Richtig, aber von wo noch?“

„Weiß nicht!“

„Aus einem Conventikel der Frömmler!“

Prechtler prallte drei Schritte zurück.

„Ja Alter, ich habe gekniet und gebetet, alle Donnerwetter, du hättest mich sehn sollen!"

„Lieber, junger Herr," bat der alte Soldat, „lassen sie sich nicht verführen!"

„Sei ganz ruhig, es hat mir verdammt schlecht gefallen, denke dir nur, auf Spornrädern habe ich knieen müssen!"

„Alle Teufel, das ist doch zu toll!" murmelte der Soldat, „die Menschen, die Frömmler oder Pietisten sind doch gänz verrückt!"

„Jetzt mach dich fertig, komm mit zu meinem alten Freunde Gormas, der uns eingeladen!"

Der Regierungsrath von Gormas empfing den Landjunker nebst seinen Begleiter sehr ungenirt im Schlafrock und ließ sich nicht in der Bereitung einer ungeheuern Punschbowle stören, die er vor sich stehen hatte.

„Guten Abend, alter Junge!" sagte er freundschaftlich, „ich mache eben einen gehörigen Punsch, der dir sehr wohl bekommen wird, wenn dir eben so flau von Domberg's Theewasser und seiner Betstunde ist, wie mir!"

„Gott weiß es, ein Glas Punsch wird mir gut thun!" erwiederte Friedrich, übrigens stelle ich dir

hier in diesem seltsamen Besteck den alten berühmten Ritter Prechtler vor, meinen Specialfreund!"

„Sehr gütig, junger Herr!"

„Grüß dich Gott, alte Vogelscheuche," lachte Gormas immer mit seinem Punsch beschäftigt, indem er nur einen Blick aus seinen hellen grauen Augen auf den alten Soldaten warf.

„Danke schön!" antwortete Prechtler, hielt seine gestopfte kurze Pfeife dicht an das parfümirte Wachslicht und setzte sie paffend in Brand.

„Wohl selbst gebaut das Kraut da, Ritter Prechtler?" fragte Gormas, die Nase zusammen ziehend.

„Selbst gebaut? o ne, ich rauche stets von dem jungen Herrn!"

„Ritter Prechtler, ihr raucht sehr billig!"

„Da habt ihr Recht, mein Taback kostet mir nichts und das ist eigentlich wenig!"

„Krecher, machs dir bequem, wirf den blanken Kittel fort und führe dich in den Schlafrock da ein, dort stehen übrigens Cigarren!"

Friedrich zog die Uniform aus, wickelte sich in einen seidenen Schlafrock, setzte eine Cigarre in Brand und warf sich in eine Sophaecke, während der Rit-

ter Prechtler sich steif auf einen Stuhl niederließ und einen Gypsabguß der medicäischen Venus betrachtete, der das Zimmer des Regierungsraths schmückte.

Gormas goß eben eine Flasche Venecarlo in die Terrine und fragte:

„Gefällt dir das Mädel, mein Rittersmann?"

„I nu!" schmunzelte dieser, „s' ist aber doch eine Sünde und Schande, so ohne aller Kleider in Gesellschaft von Männern zu sein!"

Prechtler lachte über seinen Versuch, einen Witz zu machen und zog dabei eine so abenteuerliche Grimasse, daß die beiden Herren fröhlich einstimmten.

„Deliciös, der Punsch!" sagte Friedrich mit Kennermiene, „ganz wie bei Landins, du hast wohl August Landins Recept?"

„Ja, was macht denn der August Landin?"

„Er hat geheirathet! —"

„Hätte was Klügers thun können! Nun, Ritter Prechtler, wie ist der Punsch!"

„Sentimental!" antwortete der unerschütterliche Kriegsmann, der die Gewohnheit hatte, fremde Worte immer im Munde zu führen und sie stets falsch zu ge-

brauchen. Gormas und Krecher brachen in ein schreckliches Gelächter aus.

„Gormas,“ begann Friedrich nach einer Weile, indem er sein leeres Glas mit einer nicht mißzudeutenden Miene an die Bowle schob, nun sage mir endlich, wie kommst du in die Betstunden meines frommen Schwiegerpapa's?“

„Nun zum Henker,“ antwortete der Angeredete, „weil ich ein Stockpietist, ein Kopfhänger erster Sorte, ein Frömmler ohne Gleichen bin!“

Prechtler setzte das Glas, das er schon zum Munde geführt hatte, erschrocken wieder ab und starrte den Regierungsrath verwundert an. Also das ist ein Pietist, dachte er, etwas bucklich, hellgraue Augen, schwarzes Haar, blauseidener Schlafrock, trinkt Punsch und raucht Cigarren, also das ist ein Pietist?“

„Erzähle doch, alter Junge, weshalb du eigentlich Pietist bist?“ bat Friedrich.

„Das heißt,“ antwortete Gormas, „du willst wissen, warum ich Regierungsrath bin und bald geheimer sein werde, warum ich Orden habe und Gehaltszulagen bekomme und du nicht auch, da wir doch beide zusammen durchs Examen gefallen sind!“

„Richtig!“

„Nun so höre, staune, aber trink dazu. Als wir vor nunmehr sechs Jahren, schauerliche Reminiscenz, durchs Examen fielen, schlugst du ein Schnippchen, borgtest mir vier Louisdors, gingst davon und lachtest. Du konntest lachen, denn du hattest einen höchst bequemen Alten und ein noch bequemeres Vermögen —.“

„Mit Verlaub, Herr Pietist,“ fiel der Ritter Prechtler hier ein, „ihr Wort in Ehren, wenn sie aber den Herrn Landrath von Krecher für bequem halten, so irren sie sich sehr!“

„Nun, ist er denn unbequem?“ fragte Gormas lachend.

Prechtler stutzte, die Frage war ihm queer, „das weiß ich nicht,“ sagte er endlich, „aber er hat nie einen Schlafrock an!“

„So — aber zur Sache, trink doch Krecher, also du warst auch trotz des Durchfallens geborgen, aber ich — ich hatte keinen Papa Landrath und auch kein Vermögen. Mir ging es ein Paar Jahre sehr elend, oft lebte ich einen ganzen Tag nur von einem Glase Wasser und einem gebratenen Apfel —“

Prechtler schüttelte den Kopf.

„— bis endlich eine alte Wittwe, die eine Treppe hoch wohnte in dem Hause, wo ich fünf Treppen hoch logirte, Gefallen an meiner außerordentlichen Schönheit fand. —“

Prechtler schüttelte stärker den Kopf.

„— ich wurde zum Thee gebeten, betrug mich sehr bescheiden und die alte Dame war entzückt von mir. Sie fand ein ungemeines Gefallen daran, sich von mir die Hände küssen zu lassen — ich bezahlte meinen Thee und mein Butterbrot damit, denn ich hätte sonst verhungern müssen. Meine Gönnerin hatte Vermögen und einen Sohn, der Präsident war, ihm stellte sie mich vor, ich bequemte mich, jede Woche zweimal bei dem Präsidenten eine Viertelstunde zu knieen, eine Viertelstunde zu singen, eine Viertelstunde ein Gebet zu hören und eine halbe Stunde mit der Theetasse in der Hand zu medisiren und mein Glück war gemacht. Der Präsident empfahl mich einem frommen Geheimrath, der das Directorium eines Ministeriums unter sich hatte, ich wurde Secretair und war nach Verlauf von zwanzig Monaten Regierungsrath. Voila tout!“

„Aber schämst du dich nicht, Gormas, so zu heucheln?“ fragte Friedrich.

„Was willst du, mein Bester," antwortete der Regierungsrath behaglich von seinem Glase nippend, „sollte ich verhungern?"

Auf dieses Argument wußte Friedrich nichts zu erwiedern, wenn auch sein gesunder Sinn eine solche Verstellung unmöglich billigen konnte „und jetzt?" fragte er wieder.

„Nun jetzt, Krecher, habe ich das verdammte fromm thun entsetzlich satt, jetzt spiele ich den Kranken und thue noch frömmer als zuvor!"

„Warum?"

„Kurzsichtiger, dann nehme ich den Abschied und bekomme ihn wegen meiner Frömmigkeit mit vollem Gehalt, meine alte Dame hat mir dreißigtausend Thaler vermacht, ich kaufe mir ein kleines Gut und lebe lustig; ich kann dir versichern, das beständige singen, beten und knieen greift die Nerven entsetzlich an, aber zum Teufel, was hattest du denn heute in der Betstunde? warum standest du auf? der Diaconus Sonderbach erzählte, du hättest ketzerische Ansichten in dem Gebet des Herrnhuters gefunden und rühmte deine Kenntnisse, wo hast du denn Theologie studirt, doch nicht beim Professor Prechtler hier?"

„Professor?" schrie Prechtler verwundert.

„Nun ja, Unteroffizier heißt auf lateinisch Professor!“ scherzte Gormas.

„Gut, ich bin der Professor Prechtler,“ sagte der Soldat geschmeichelt, „sehr gut, Professor, sehr schönes Wort!“

Friedrich erzählte sein Unglück mit den Sporen des Dragonerlieutenants und freute sich, daß Sonderbach ihn so sinnreich entschuldigt habe.

Alles vereinigte sich, um Sonderbach in den Augen seines künftigen Patrons zu heben.

Sehr spät verließ Krecher mit seinem getreuen Prechtler den frommen Regierungsrath, dessen Punsch so vortrefflich war, daß Prechtler kaum noch stehen konnte.

Viertes Capitel.

Ein halbes Jahr beinahe ist vergangen seit Friedrich von Krechers Besuche in der Residenz.

Alma von Domberg ist seit vierzehn Tagen schon seine Gemahlin und Sonderbach seit vier Wochen wohlbestellter Pfarrer zu Morsberg. Der alte Landrath hatte die Tochter seiner Schwester mit Freuden, mit ungeheuchelter Freude als die Gemahlin seines Sohnes empfangen und versuchte in seiner offenen Weise das Vertrauen der jungen Frau, die ihm doppelt verwandt war, zu gewinnen. Er hätte es gewinnen müssen, und würde es gewonnen haben, wenn Alma durch ihre Verheirathung dem Einflusse Sonderbachs entzogen worden wäre, aber leider beherrschte dieser Mann ihren Geist mehr als je.

Die unglückliche junge Frau gewöhnte sich, die beiden Krechers als Sünder anzusehn, die sie bekehren müsse und zog sich verletzt zurück, wenn die beiden ehrlichen Menschen lächelnd ihre Ermahnungen abwiesen und ihren ängstlichen Glauben ihr als eine Thorheit vorstellten.

Das hatte Sonderbach gewollt.

Dieser schlaue Mann beobachtete die respectvollste Haltung gegen den Landrath und seinen Sohn, verspottete, wenn er mit ihnen allein war, Alma's Frömmelei und tadelte doch die arme junge Frau hart, daß sie so lässig sei in ihrem Bekehrungswerk, daß sie die Bekehrung ihres Mannes viel zu leichtsinnig betreibe.

Sonderbach trieb sie stets zu neuen Bekehrungsversuchen, er hatte seine Absicht dabei, Alma sollte durch ihr Drängen die beiden Krechers reizen, es sollte eine völlige Entfremdung zwischen den Ehegatten eintreten, Alma sollte verzweifeln und sich in seine Arme stürzen.

Sonderbach erreichte seine Absicht, indem er auf beiden Seiten machinirte, schon nach vierzehn Tagen klagte Friedrich seinem Vater, Alma sei gegen ihn

so kalt und zurückhaltend, als sei sie gar nicht seine Frau.

Alma war es auf Sonderbachs Befehl.

Der alte Landrath klagte über die unausstehliche Frömmelei seiner Schwiegertochter, die ihm gesagt hatte, er sei nicht besser als ein Räuber und Mörder, denn Sünde sei Sünde. Er war böse auf das junge Ding, das ihn, den mit Ehren altgewordenen Mann tadeln und bekehren wolle.

Alma that es auf Sonderbachs Befehl.

Alma klagte über die Rücksichtslosigkeit, mit welcher Friedrich gegen sie verfahre.

Sonderbach hatte ihm gerathen, seine Frau streng zu behandeln.

Das Kind des Frömmlers war nun nicht allein mehr namenlos unglücklich, sondern es brachte auch Unzufriedenheit und Mißstimmung in eine Familie, die ein heiteres, fröhliches Leben so lange geführt hatte.

Friedrich ritt bald nach seiner Hochzeit alle Tage zu seiner Milchschwester Gustchen, die an Tobias einen sehr gefälligen Ehemann hatte.

Sonderbach hinterbrachte es Alma und befahl ihr, sich zu beklagen.

Die junge Frau klagte bitterlich beim Landrath. Der alte Mann verlor die Geduld und rief zornig: „Da hast du die Bescheerung, es thut mir in der Seele weh, aber du allein bist Schuld daran, was soll der arme Junge machen? du allein bist Schuld daran, sei freundlich und gefällig gegen ihn, wie's deine Pflicht ist und ich stehe dir dafür, er geht nicht auswärts — aber so, ich machte es auch nicht anders, wenn ich wie Friedrich wäre, der Mensch ist einmal kein Engel! Aber so gehts, du hast den ganzen Tag das liebe Christenthum im Maule, schilt'st auf die Gottlosen und erfüllst deine eigenen Pflichten als christliche Ehefrau nicht."

Alma weinte, aber wenn der alte Hans von Krecher einmal seinem Aerger Luft machen wollte, dann hielten ihn Weiberthränen nicht ab.

„Ja," rief er heftig, „nun weinst du, das hilft nichts. Sag einmal, warum hast du denn den Friedrich geheirathet? Warum heirathet man denn überhaupt? Wenn du's nicht weißt, so will ich dir's sagen. Erstlich sollen sich Mann und Weib das Leben erleichtern, Freude und Schmerz mit einander theilen, damit sie die Freuden doppelt genießen und von den Schmerzen jedes nur die Hälfte zu tragen haben, die Frau soll aber

nicht ihren Mann wie einen Bösewicht betrachten und ihn beständig zur Frömmigkeit ermahnen, wie du thust. Zweitens soll die Frau das, was der Mann erwirbt, erhalten, das heißt deutsch gesagt, sie soll seine Wirthschaft führen, sich um's Hauswesen kümmern und nicht wie du den ganzen Tag bei der Bibel und dem Gesangbuch sitzen. Ich weiß recht wohl, daß du nichts von der Wirthschaft verstehst, aber wenn du eine ordentliche Frau wärest, so würdest du dich bemühen, etwas zu lernen. Zum Beten hast du Morgens und Abends genug Zeit; drittens heirathet man sich, um Kinder zu zeugen und das ist die Hauptsache, dazu ist die Ehe eingesetzt von Gott, und du, die du den Namen Gottes beständig im Munde führest, du spielst die Zurückhaltende, die Spröde gegen den Mann, den du vor dem Altar zu deinem Gemahl genommen hast. Ist das Recht? he! da war meine selige Frau" — der alte Landrath wurde weicher und eine Thräne stand ihm in den Augen — „ganz anders, es war auch ein Residenzpüppchen, als sie hierher kam und ich hatte vom Vater und Großvater her Schulden auf den Gütern, aber meine Elisabeth — Gott habe sie selig — liebte mich, in drei Monaten schon war sie eine tüchtige Landedelfrau.

Sie zankte nicht mir, sie war freundlich und gefällig zu jeder Zeit, ich habe nie Ursache zu klagen gehabt und sie auch nicht, denn als sie auf dem Todbette lag, sagte sie: „„Hans, ich sterbe nicht gern, denn du hast mir durch deine Liebe die Erde zum Himmel gemacht, aber da's einmal sein muß, so nimm meinen Dank dafür, schenke alle deine Liebe unserm Friedrich!““ Siehst du, Alma, darauf bin ich stolz,“ — der Landrath weinte vor Rührung — „aber ich habe meine gute Selige nicht vergessen können, ich hätte wieder heirathen können, es ist nun dreißig Jahre, daß sie todt ist — aber nein, eine zweite Elisabeth hätte ich nicht gefunden. Du freilich würdest sie für eine Heidin gehalten haben, denn sie betete nicht beständig, aber vielleicht war sie eine bessere Christin als du, denn wenn sie auch müde von der Arbeit oft über dem Nachtgebet einschlief, so erfüllte sie doch treulich ihre Pflichten.“

Alma schwieg betroffen, der Landrath hatte ihr den Ehestand von einer Seite gezeigt, von der sie ihn nie betrachtet hatte, ihn, vermöge ihrer verkehrten Erziehung, nie hatte betrachten können.

„Ja,“ fuhr der alte Landrath fort, „ich wollte, meine unaussprechlich geliebte Elisabeth lebte noch,

damit sie dir zum Muster dienen könne. Ich dachte sie in dir verjüngt zu sehen, ich freute mich, daß mein Friedrich, meiner Elisabeth Sohn, auch so glücklich in der Ehe werden solle, wie sein Vater und nun verdirbst du mir die Freude meines Alters durch deine Verkehrtheit!"

Alma warf sich schluchzend an den Hals des alten Edelmanns, dieser umfaßte sie, weich durch die Erinnerung an seine selige Frau, mit natürlicher Herzlichkeit, küßte sie und sagte tröstend:

„Na, wenn du deine Verkehrtheit einsiehst, meine Tochter, und sie bereuest, dann kann noch Alles gut werden. Friedrich und ich, wir haben dich beide so lieb, laß das verdammte Frommthun und thue gutes statt dessen. Willst du, meine Tochter?"

„Ich will, will Alles!" stammelte Alma unter Thränen.

„Gott sei Dank, nun höre, sei freundlich gegen Friedrich und gefällig, du weißt nicht, wie durch Nachgiebigkeit das Weib uns Männer beherrscht, ich stehe dir dafür, dein Mann wird dir stets treu sein und dich auf den Händen tragen, denn ich kenne meinen Sohn durch und durch. Er ist heftig wie ich, aber versöhnlich und gut, wie meine Elisabeth,

willst du also freundlich und gefällig gegen ihn sein?"

„Ja, lieber Vater!"

„Nun und dann bekümmere dich auch um die Wirthschaft, das beständige Sitzen und Grübeln taugt dir nicht, die alte Martha — halt, dabei fällt mir etwas ein, in der Bibel ist auch eine Martha, die sich um die Wirthschaft bekümmert, du siehst also, daß auch fromme Leute arbeiten." —

„Ja," sagte Alma, „aber Martha hatte eine Schwester, Maria, die saß zu den Füßen Jesu und lauschte den Worten des Herrn und von dieser sagte er: „Maria hat das bessere Theil erwählt!"

Der Landrath stutzte, aber sein natürlicher Verstand half ihm, und das, was er sagte, machte einen tiefen Eindruck auf Alma:

„Kind, Maria hatte ein besseres Theil erwählt als Martha, das ist richtig, aber Keine von Beiden hatte das ganz rechte. Das wahre Weib soll nicht blos im Haus und in der Wirthschaft handthieren wie Martha, aber auch nicht blos wie Maria beten und hören. Nein, die beiden, Maria und Martha zusammen sind erst eine ordentliche Frau und eine solche Frau war meine Elisabeth!"

Der alte Krecher staunte selbst über seine Fertigkeit in biblischer Exegese und freute sich, daß er Alma mit ihrem Einwand ganz ab und zur Ruhe gewiesen habe.

„Ich wollte dir aber blos sagen," erklärte er sich weiter, „die alte Martha ist noch aus der Schule meiner Elisabeth, die liebe Selige hat sich das Mädchen herangezogen und die gute Person wird gern und willig dich in Allem unterweisen, was dir nützlich zur Führung einer großen Wirthschaft!"

Alma versprach Alles und ersehnte nun förmlich Friedrich's Rückkehr, der wegen eines Kornhandels nach Fehrbellin geritten war.

Der Landrath schmunzelte und that sich im Stillen viel auf seine Beredtsamkeit zu Gute.

So war das Kind des Frömmlers — die engherzige Erziehung hatte der armen Alma jede Selbstständigkeit des Characters geraubt, sie war unter der Herrschaft eines jeden, der ihr Gefühl anzuregen verstand. Mit wirklich schätzenswerthen Eigenschaften des Geistes, mit einer großen Herzensgüte, mit hoher Körperschönheit mußte dieses Frauenzimmer unglücklich werden und unglücklich machen, sobald

es unter die Herrschaft von Menschen gerieth, die egoistisch handelten.

Der Verbrechen größtes ist Characterlosigkeit, denn sie ist die Mutter oder wenigstens die Führerin der meisten Sünden und Laster. Während der Landrath, im Gedanken mit seiner Elisabeth beschäftigt, im Zimmer auf- und abschritt, lief Alma von einem Fenster zum andern, um nach dem rückkehrenden Friedrich zu sehn. Sie war ungeduldig, das zu thun, was sie noch vor zwei Stunden für Sünde gehalten, sie wollte jetzt um jeden Preis zeigen, daß sie im Stande sei, daß sie den Willen habe, alle Pflichten einer christlichen Hausfrau zu erfüllen. Zu Folge ihrer verkehrten Erziehung quälte sie sich nun jetzt mit Vorwürfen, daß sie diese Pflichten bis jetzt versäumt habe.

Endlich sprengte Friedrich in den Hof und staunte nicht wenig, als ihm Alma schon an der Thür entgegenkam und ihn zärtlich umarmte und freiwillig küßte, was sie bis jetzt nie gethan. Indeß erwiederte er die Zärtlichkeit der lieblichen Frau, die in ihrer Hingebung ihm zehntausendmal schöner erschien.

Er fragte seinen Vater, als sich Alma geschäftig zeigte, ihm eine Pfeife zu holen.

„Ich will dir's ein andermal sagen," schmunzelte der Landrath, „ich habe ihr ins Gewissen geredet, geh aber nicht mehr zu Gustchen, dein Wort darauf, mein Sohn!"

„Du hast mein Wort, ich gehe nicht, so lange Alma wirklich meine Frau ist." —

Friedrich mußte seinen Vater für einen Zauberer halten, denn eine liebenswürdigere, hingebendere Frau, als Alma den ganzen Abend über war, konnte nicht gedacht werden. Das Kind des Frömmlers wagte sogar einige vorsichtige Schritte in den Garten der Fröhlichkeit hinein, den man ihr durch das Verbrechen ihrer Erziehung verboten hatte. Ihre edle Natur, ihre menschlichen Neigungen begannen sich zu regen und in warmen Wellen anzuklopfen an die Eisrinde, die eine finstere Frömmelei um die Seele des jugendlichen Weibes gelegt. Es war Alma an diesem Abend zu Sinn, wie den Menschen, die noch nicht stumpf für die Einwirkungen der Natur sind, im Monat März, bei des Frühlings ersten Regungen. Nicht wohl und frei, aber unendlich hoffnungsreich. Noch liegt das Eis vielleicht

auf den Flüssen, aber schon pochen die Wellen mächtig daran, man sieht, lange kann es nicht mehr dauern, es muß brechen, noch fällt Schnee, aber er hat nicht mehr die Kraft, die liebe warme Erde, die sich nach dem Frühling, dem herzigen Jungen, sehnt, zu verhüllen, hier und da schon lugen Blümlein hervor mit neugierigem Blick, sie blicken sich scheu um, ob es schon Zeit ist — und es ist Zeit.

So ging es Alma heute, ängstlich verschluckte sie die gewohnte fromme Redensart und entfiel ihr doch einmal etwas dergleichen, es hatte nicht mehr die Kraft, die menschliche Regung der Liebe zu ersticken, zu begraben, die sich des Herzens der jungen Frau so plötzlich bemeistert hatte.

Staunend sah selbst der alte Krecher, welche mächtige Wirkung seine Rede gehabt; „es wird Alles gut werden!" dachte er, „das arme Kind, wie verkehrt hat's der Domberg erzogen!" Am seligsten aber war Friedrich, der seine junge Frau in seiner Weise sehr liebte und mit großem Schmerz ihre Kälte, ihr Zurückziehen ertragen hatte. Sogar der Ritter Prechtler, der bis jetzt der jungen Frau immer aus dem Wege gegangen war, näherte sich ihr muthig, da er die kleine Pietistin so aufmerk-

sam gegen seinen geliebten, jungen Herrn sah und Alma vergaß, daß Prechtler der größten Sünder einer sei, daß vor ihm Sonderbach sie namentlich gewarnt, und war freundlich gegen den alten Menschen, weil ihr plötzlich seine rührende Anhänglichkeit an Friedrich und das ganze Krecherſche Haus sehr liebenswürdig vorkam.

Fühlte sich Alma auch selbst nicht wohl und heimisch in ihrer neuen Gestalt, quälte die angelernte und ihr freventlich eingegebene Frömmelei auch ihr Herz noch, so hatte sie doch — aus dem religiösen Pflichtgefühl einer christlichen Ehefrau, wie sie ihr der alte Landrath geschildert — den Muth, ihre Frömmelei niederzuhalten und den ganzen Abend über ein Mensch, eine liebende Frau zu sein.

Keiner war glücklicher als Friedrich, selig umarmte er am andern Morgen seinen Vater und sagte ihm, er sei der glücklichste Ehemann in der ganzen preußischen Monarchie, unbeschadet des Respects gegen J. J. M. M. den König und die Königin.

Friedrich ritt auf's Feld und Alma durchstreifte zum höchsten Erstaunen des Gesindes mit der alten Martha die ganze Wirthschaft.

Da erschien Sonderbach, er wunderte sich, Alma nicht wie gewöhnlich auf ihrem Zimmer zu finden und ließ sich beim Landrath melden. Der alte Edelmann empfing ihn mit herzlicher Freude und beging den thörichten Streich, ihm seine Unterredung mit Alma mitzutheilen; der Geistliche erschrak heftig, das konnte das ganze Gebäude zerstören, das er so mühsam aufgebaut, das konnte ihm die Früchte seiner langen und qualvoll ertragenen Enthaltsamkeit berauben. Alma mit Friedrich versöhnt, Alma mit der Wirthschaft beschäftigt! — es war ein harter Schlag für ihn, denn auf Alma, das liebende Weib, auf Alma, die wirthliche Hausfrau, auf diese konnte er keine Pläne bauen, diese Alma half ihm nichts, er konnte nur Alma, die mit der Menschheit zerfallene Frömmlerin, Alma, die unthätige Grüblerin, nur diese konnte er hoffen zu beherrschen, zu genießen.

„Jetzt, Sonderbach, gilt es zu handeln," rief er sich zu, „eine fette Pfarre hast du erobert, aber sie ist nichts werth ohne Alma's Genuß!"

Dem klugen Landrath entging die Bewegung des Geistlichen nicht:

„Sie freuen sich nicht mit uns, Herr Pfarrer?"

„Gewiß, mein gnädigster Herr Patron, aber, aber —"

„Nun was haben sie?"

„Entschuldigen sie mich, gnädigster Herr, wenn ich nicht so ganz ihre Freude zu theilen im Stande bin, diese Veränderung ist zu schnell und zu plötzlich, als daß sie von langer Dauer sein könnte, denken sie an mich, wenige Tage, und Alma wird in ihre alte Kälte, in ihre frömmelnde Apathie zurückfallen!"

„I, da müßte doch der Teufel drin sitzen!" schrie der Landrath erschrocken.

„Nun," entgegnete der Geistliche, „gewissermaßen ist auch alles Ungemach, aller Zank, alle Zwietracht vom Teufel, das heißt: die altkirchlichen Dogmatiker nennen den Urquell des Bösen, den Teufel!"

Man sieht, Sonderbach, der Pfarrer zu Morsberg, war ein ganz anderer als Sonderbach, der Subdiaconus in der Residenz — ein Frömmler seiner Art ist alles, was sein Vortheil verlangt.

Der Landrath fragte den Geistlichen, wie man Alma in ihrem jetzigen Streben befestigen könne. Sonderbach zuckte die Achseln und vernahm, anscheinend gleichgültig, aber mit innerer Freude, daß

der Landrath ihn aufforderte, mit Alma zu reden und ihr als geistlicher Freund das Beharren bei ihren guten Vorsätzen anzubefehlen.

Armer Landrath, wie schlecht beurtheiltest du einen Sonderbach!

Der Geistliche, wohlwissend, daß er keine Minute verlieren dürfe, ging in Alma's Zimmer, die junge Frau war beschäftigt Wäsche zu zählen. Sie schrak zusammen, als Sonderbach unvermuthet bei ihr eintrat.

Der Geistliche blieb vor ihr stehen und sah sie mit einem klapperschlangenartigen Blick an, die junge Frau zitterte und schlug die Augen nieder.

„Du erschrickst, meine Tochter, wenn dein geistlicher Freund zu dir tritt, du zitterst, du schlägst schamvoll deine Augen nieder?"

Alma antwortete nicht. Mit erhobener Stimme sprach Sonderbach:

„Was belastet dein Gewissen, ich frage dich im Namen des Herrn, Beichttochter, du bist mit deiner unsterblichen Seele meiner Sorgfalt anvertraut, ich gebiete dir, Kraft meines Amtes, zu antworten!"

Wir wissen, daß Sonderbach längst unterrichtet war, aber Alma sollte selbst bekennen und er

wußte sehr gut weshalb, denn wie er mit der jungen Frau stand, so mußte jedes Wort, das sie sagte, in ihrem Augen das Bekenntniß einer Sünde sein. Mehremale versuchte Alma zu sprechen, die Stimme versagte ihr, eine namenlose Angst schnürte ihr die Kehle zu. Sonderbach sah wie die arme Frau litt, aber er dachte nicht daran, ihre Qualen zu kürzen, denn sie war ihm nie schöner erschienen, als in dieser Angst, in dieser Verzweiflung. Glühend und begehrlich hingen die Augen des Seelsorgers an Alma's reizenden Formen. Endlich sprach er streng:

„Du bist dem Herrn ungetreu geworden! aus Liebe zu den Menschen, zur Welt und ihrer Lust, hast du den Herrn, deinen Gott, verrathen, hast deine frommen Vorsätze aufgegeben und bist ganz der Hölle verfallen!"

„Schonen sie mich, mein Vater!" flehte Alma weinend.

„Mich, den Diener des Herrn, den du verräthst, nennst du Vater?" entgegnete Sonderbach ungerührt von Alma's Schmerz.

„Ich will bereuen, Buße thun, Vergebung!" schluchzte das unglückliche Weib.

„Der Reue erstes ist ein unumwundenes Sündenbekenntniß, rede, wenn deine Reue wahrhaftig ist, Gott ist ein strafender, zürnender Gott gegen die, so ihn verrathen, die aber, so sich in Reue zu ihm wenden, finden einen milden Vater!"

Der Geistliche setzte sich nieder, sah Alma ernst an und forderte sie nochmals auf zu bekennen. Jetzt wollte Friedrichs unglückliche Frau sprechen.

„Auf die Kniee, Sünderin, knieend nur vernimmt der Diener des von dir beleidigten Gottes deine Beichte!"

Alma kniete willenlos vor dem schändlichen Menschen nieder und mit innerer Genugthuung sah Sonderbach das schöne Weib, dessen er begehrte, zu seinen Füßen.

Alma beichtete ihm jetzt Alles, was er schon wußte, aber ihm gegenüber schien der armen Frau jedes Wort, das sie seit gestern Nachmittag gesprochen, eine schwere, ewige verdammnißwerthe Sünde. In ihrer Seelenqual verschwieg sie den Geistlichen, der ihre Seele ganz unterjocht hatte, nichts, die Seelenangst und Sonderbachs inquisitorisches Drängen löschte ganz ihr weibliches Schamgefühl, selbst die Geheimnisse ihrer Ehe wurden das Ei-

genthum des Geistlichen. Endlich schwieg sie erschöpft, sie hatte nichts mehr zu bekennen, Sonderbach war zufrieden, ganz katholisch legte ihr der protestantische Geistliche Bußen auf, gewisse Psalmen und Gebete in gewisser Anzahl zu beten täglich. Er hatte seinen Grund dazu, denn wenn Alma, wie er erwarten konnte, gewissenhaft diese Buße hielt, so hatte sie den ganzen Tag über weder Zeit, sich um die Wirthschaft zu kümmern, noch sich mit Friedrich zu beschäftigen. Freventlich mißbrauchte der Priester aufs Neue den Namen Gottes, er vergab Sünden in Gottes Namen, Sünden, die keine waren. Dann befahl er Alma, die jetzt nichts war, als seine Sclavin, kälter als je gegen die Kinder der Welt, des Teufels und der Finsterniß zu sein, auf's Neue eifrig an der Bekehrung des Landraths und ihres Gemahls zu arbeiten, vor Allem aber alle eheliche Gemeinschaft mit Friedrich so lange aufzugeben, bis er erweckt und ein Kind des Lichtes geworden.

Alma versprach Alles.

„Nun denn, meine Tochter," sagte Sonderbach, so nehme ich dich mit dieser Umarmung wieder auf in die Gemeinschaft der Heiligen, ich weihe dich mit

diesem Kuß auf's Neue ein zu deinen frommen Bestrebungen!"

Lange hielt der furchtbare Heuchler die bebende Frau in seiner Umarmung, glühend brannte sein Kuß auf Alma's fieberheißen Lippen.

„Ich hab mirs gedacht, mein hochverehrter Herr Patron," sagte Sonderbach beim Abschied zum Landrath, „die junge, gnädige Frau sitzt auf ihrem Zimmer und weint, sie betet, sie nennt ihre Hingebung an ihren Gemahl Sünde und Verbrechen, schilt sich eine Abgefallene und ist verkehrter als je. Ich habe Alles versucht, aber leider vergeblich. Hier kann nur Gott helfen!"

Der Heuchler ging mit trauriger Miene von dannen, der alte Edelmann aber eilte auf das Zimmer seiner Schwiegertochter, er wollte, er konnte an diese Verwandlung nicht glauben.

Alma hatte sich eingeschlossen, sie wollte allein sein mit ihrer Verzweiflung, mit ihrer Folterqual, die sie dem Manne verdankte, der ihr böser Engel war, obgleich sie ihn für ihren guten hielt.

„Ich muß mich erst mit meinem Gott versöhnen!" antwortete sie dem Landrath und ließ ihn nicht ein.

„Nun ist Alles hin, mein armer Sohn!" seufzte der Landrath, setzte sich an seinen Schreibtisch, holte ein Bild seiner Elisabeth hervor und weinte sich recht satt.

Friedrich kam, auch ihn ließ Alma nicht ein, und als sie am andern Tage wieder erschien, spielte sie die Heidenbekehrerin so heftig, daß der alte Landrath ihr erklärte, er werde von nun an allein speisen, um ihrer Frömmigkeit kein Aergerniß zu geben. Am dritten Tage folgte Friedrich seines Vaters Beispiel. Die beiden Krechers waren wieder zufrieden und ruhig mit einander allein, wie vor Friedrich's Heirath, sie erfüllten ihre Pflichten, waren heiter und fröhlich mit dem Ritter Prechtler, rauchten, tranken, sangen, jagten, lasen Zeitungen und bekümmerten sich gar nicht mehr um Alma, die mit Beten und Selbstqualen ihre Stunden füllte. Oft sahen sich die beiden Ehegatten Tage lang nicht, nur ein Besuch führte sie zusammen und dann begegneten sie sich mit der kältesten Höflichkeit.

Friedrich wurde seines Schmerzes um Alma bald Herr, der natürliche Mensch quält sich nicht lange um scheinbar unabänderliche Dinge, er ritt zu seiner

Milchschwester Gustchen nach wie vor und sein Vater hatte nichts dagegen.

So wollte es Sonderbach, er kam noch immer beinahe täglich auf's Schloß, schmeichelte die beiden Krechers in Angesicht und verfluchte sie mit dem heiligsten Eifer bis in die Hölle, wenn er bei Alma war.

Er glaubte die Zeit nicht mehr fern, wo er erndten könne, was er gesät, da trat ein Ereigniß ein, das den ersehnten Zeitpunkt wieder hinausschob.

Sonderbach ärgerte sich, da er es aber nicht ändern konnte, so faßte er sich in Geduld und suchte den möglichsten Nutzen daraus zu ziehen.

Alma fühlte sich Mutter. —

Schon oft hat die Geburt eines Kindes entzweite Ehegatten versöhnt und für immer vereint, Sonderbach war nicht ohne Besorgnisse, denn er kannte die Festigkeit eines solchen natürlichen Bandes und war bemüht, es zu zerstören, noch ehe es entstand.

Durch ihn erfuhr erst der Landrath, durch den Landrath Friedrich die Kunde, durch die dritte Hand erst erfuhr Friedrich, daß er Vater sei und seine Freude wurde dadurch merklich herabgestimmt. In-

deß waren beide Krechers im Grunde sehr erfreut, daß ihr Geschlecht nun nicht aussterbe, wie sie schon gefürchtet.

„So hat meine Ermahnung an jenem Abend doch etwas Gutes gestiftet," sagte der Landrath.

„Wenns nur ein Junge ist!" setzte Friedrich hinzu.

„Ich wollte meinem Herrn Patron aber doch rathen," fiel Sonderbach ein, „das Kind bald möglichst nach der Geburt von der Mutter zu entfernen, damit es mit der Muttermilch nicht schon die finstere Frömmelei einsauge!"

„Sie haben Recht, Herr Prediger," antwortete Friedrich, „es wäre entsetzlich, wenn ein Krecher Pietist würde, Gustchen, meine Milchschwester, wird ungefähr in derselben Zeit niederkommen, wie meine fromme Frau, wenn sie genug Milch hat, kann sie Alma's Kind zugleich mit dem ihrigen säugen!"

Der Landrath sah seinen Sohn lächelnd an.

Alma's schwere Stunde nahte, sie genaß sehr leicht eines gesunden Knaben, aber in der folgenden Nacht schon ergriff sie ein entsetzliches Fieber, das tödtlich zu werden drohte.

Alle ärztliche Hülfe wurde ihr zu Theil, aber

so ernstlich die beiden Krechers und so gewissenhaft sie die Pflege und Heilung der Kranken besorgten, sie würden sich schwerlich sehr über ihren Tod betrübt haben, die Kluft, die Sonderbachs Kabalen zwischen den beiden jungen Eheleuten geöffnet, war zu breit und tief schon geworden.

Friedrich brachte seinen und Alma's Knaben zu seiner Milchschwester Gustchen, die er von jeher sehr lieb gehabt hatte, die er aber jetzt ordentlich liebte, sie hatte ihm eine Tochter geboren und wurde jetzt die Amme seines Sohnes. Gustchen war eine hübsche, volle, gutmüthige Person, die den jungen Erbherrn von Krecher, der nach des Königs Majestät Friedrich Wilhelm genannt wurde, mit gleicher Zärtlichkeit wie ihr eigenes Kind umfaßte und dadurch bei Friedrich mehr und mehr gewann.

Ein Halbjahr beinahe war Alma gefährlich krank gewesen, als sie endlich wieder stärker und kräftiger wurde. Friedrich war kühl, aber zuvorkommend gegen sie, der alte Landrath dagegen guthmüthig, zärtlich.

Die junge Mutter verlangte nach ihrem Kinde, „ich werde hinunterreiten und es dir holen," sagte Friedrich.

Gustchen brachte ihr den Knaben; das Kind erschrak vor der fremden Erscheinung seiner Mutter und streckte die Aermchen nach der Amme aus.

Alma fühlte sich verletzt. Sie befahl, das Kind solle in ihrer Nähe bleiben. Der Landrath setzte ihr schonend auseinander, Rücksichten ihrer Gesundheit und des Kindes verlangten noch auf einige Zeit Trennung.

Alma blieb bei ihrem Verlangen.

Friedrich wurde heftig und sagte auch: „mein Sohn wird bei seiner Amme bleiben, ich will es so!"

Alma schwieg, der Bruch zwischen ihr und ihrem Gemahl war vollständig, von diesem Moment an begann sie Friedrich zu hassen, aber Sonderbach erndtete dennoch nicht die Vortheile, die er sich von diesem Haß, den er hervorgebracht, versprochen hatte.

So lange Alma noch Reconvalescentin war, wagte er ihr nicht allzustreng zu begegnen, aber er bemerkte sehr wohl die Gleichgültigkeit, mit der Alma seine Reden anhörte, die junge Mutter frömmelte blos noch aus alter Gewohnheit, ihr Herz hatte keinen Theil mehr daran, Sonderbach war

ihr völlig so gleichgültig, wie jeder andere Mensch. Der schlaue Geistliche war zu weit gegangen, er hatte den Geist seiner Schülerin überreizt, es folgte eine allgemeine Abspannung, derjenigen ähnlich die wir an Aurelien, Alma's Mutter, kennen gelernt haben. Sonderbach fürchtete und mit Recht eine vollständige Reaction.

Zum ersten Male täuschte sich der schlaue Heuchler in seinen Berechnungen, es trat eine Reaction ein, dennoch blieb Alma Frömmlerin, wie zuvor, aber sie war es nur noch aus alter Gewohnheit, innerlich war sie verbittert gegen die ganze Welt, sie haßte Friedrich und liebte Niemanden, selbst nicht einmal ihr Kind. Vielleicht war das Alles nicht ihrem Bewußtsein klar, gleichgültig lebte sie fort und dachte nur daran, sich an ihrem Gemahl zu rächen. „Seine Maitresse erzieht mein Kind!" das war der Gedanke, der sie täglich mehr und mehr in ihrem Haß bestärkte.

Friedrichs Betragen war vielleicht nicht fehlerfrei gewesen, aber Alma's eben so wenig und diesen unnatürlichen Haß verdiente er nicht.

Indeß erreichte Alma in dieser Zeit die Blüthe ihrer Schönheit, Sonderbach fand sie begehrenswer-

ther als je und stand Tantalusqualen aus, denn die gleichgültige Kälte, die ihm dasselbe Weib entgegensetzte, das vor kurzer Zeit noch bebte vor seinem Wort, noch hinschmolz vor seinem Blick, ermahnte ihn, sehr vorsichtig zu sein. Einen andern würde Alma's Wesen abgeschreckt haben, aber ein Frömmler der neuen Schule ist so leicht nicht dahin zu bringen ein Opfer aufzugeben, eine sichere Beute fahren zu lassen.

Da indeß Alma seit ihrer Genesung nicht mehr moralisirte, nicht mehr predigte und nicht auf die Sünden der Menschen schalt, stellte sich ein leidliches Verhältniß im Hause bald her und der gute, alte Landrath hoffte zuweilen noch.

Auch Friedrich wurde aufmerksam auf Alma's wunderbare Schönheit, die sich immer herrlicher und üppiger entfaltete, er näherte sich seiner Frau mehr und mehr, sie blieb gleichgültig und verschlossen.

Der Landrath rieth seinem Sohn, seine Frau durch Gesellschaft zu zerstreuen und die als Pietistin verschriene junge Frau von Krecher glänzte bald in allen Gesellschaften als Dame von Welt und gutem Ton.

Sonderbach hätte verzweifeln mögen.

Alma wurde bald das Orakel für Putz, Mode u. s. w. in der ganzen Umgegend, der Landrath freute sich darüber, aber der arme Friedrich, der jetzt eine förmliche Leidenschaft für seine Frau zu fassen begann, hatte keinen Gewinn davon. Alma arrangirte alle Partieen, schwärmte auf Bällen und Schlittenfahrten und warf sich der Weltlust mit eben derselben Schwärmerei in die Arme, wie einst der Frömmelei. Gegen ihren Gemahl beobachtete sie ein vornehm kaltes Betragen, höhnte ihn, wenn er zärtlich war und brachte den guten Friedrich dadurch fast zur Verzweiflung.

Hatte man keine Gesellschaft auf Mersberg, so las Alma viel, beschäftigte sich mit Kunst und Wissenschaft, kurz, sie trieb alles mögliche, aber Alles mit einer Gleichgültigkeit, daß der aufmerksame Beobachter fragen mußte: „Was will diese junge Frau, woran nimmt sie Interesse, sie thut und treibt alles und nichts ist ihr lieb und werth, es ist ihr Alles gleichgültig?"

So war es, Alles war der jungen Frau gleichgültig, alle, alle Menschen, nur Einer nicht, ihr Gemahl, und diesen, der sie anbetete, haßte sie. —

Fünftes Kapitel.

Der Landrath von Krecher auf Morsberg feierte den ersten Geburtstag seines Enkels Friedrich Wilhelm, und hatte eine große Gesellschaft geladen. Alle seine alten Freunde aus der Residenz und aus der Provinz waren gekommen auf seine Bitte, um das Fest zu verherrlichen.

Unter den Geladenen finden wir von alten Bekannten nur zwei, nämlich den wirklichen Geheimrath Freiherrn von Domberg, bis dahin hatte er sich durch Beten und Singen aufgearbeitet, und den pensionirten Geheimrath Herrn von Gormas, der so eben seinen Abschied mit vollem Gehalt erhalten und sich nun ein Gut kaufen wollte.

Der alte Frömmler, Alma's Vater, obgleich seit

seinem Eintritt in den Staatsdienst äußerlich viel milder geworden, hat doch innerlich die ganze Starrheit des pietistischen Formalismus beibehalten und kömmt sich unter den ehrlichen Landjunkern und Landfräuleins in Morsberg wie verrathen und verkauft vor. Seine Tochter Alma hat ihn mit eisiger Kälte empfangen und erscheint ihm wie ausgewechselt, es ist bei ihr nur noch von Spitzen und Bändern, Gemälden und Statuetten, Theater und Ball die Rede, der Freiherr begreifts nicht, es geht über seinen Horizont.

Sein Schwiegersohn scheint ihm noch der Frömmste in der ganzen Gesellschaft zu sein und in der That macht der arme Friedrich, von unerwiederter Liebe zu seiner Frau gepeinigt, ein ziemlich zerknirschtes Gesicht. Der Freiherr ersehnt Sonderbachs Erscheinung, dieser soll ihm Auskunft geben, aber wie groß ist sein Entsetzen, als er sieht, daß sich dieser würdige Geistliche mit ein paar Edelleuten seiner Bekanntschaft gemüthlich zu einem Boston niedersetzt.

Seitdem Alma ein Weltkind geworden, hatte der Prediger auch nicht mehr für nöthig gehalten, sich in ihrer Gegenwart zu geniren, er lebte jetzt ganz nach Bequemlichkeit von den Einkünften seiner fetten

Pfarre, die er durch Schmeichelei bei dem guten alten Landrath und bei Friedrich beständig zu vermehren wußte. Man erzählte sich, der stattliche Pfarrherr werde in kurzer Zeit ein junges liebenswürdiges Mädchen heimführen.

Sonderbach spielte Boston, schaudernd wendete sich der Freiherr von Domberg ab.

Herr von Gormas tänzelte an ihm vorüber:

„Excellenz,“ rief er, „ihre Frau Tochter ist einzig schön, wie hat sich ihr Geist entfaltet in diesen zwei Jahren!“

Mit sauersüßem Lächeln verbeugte sich die fromme Excellenz.

„Lieber Bruder,“ redete ihn jetzt der alte Landrath an, „ich muß dir noch meinen Dank sagen für die Empfehlung Sonderbachs, das ist ein ganz ausgezeichneter Mensch, im Anfang dachte ich — nun du weißt unsere Religionsansichten sind nicht ganz dieselben — er würde mir zu fromm sein, aber ich sah bald ein, daß du mir einen Geistlichen nach meinem und nicht nach deinem Geschmack ausgesucht hast.“

„Also Sonderbach hat deinen Beifall? freut mich!“

„Habt ihr euch denn schon begrüßt, wo ist denn Sonderbach? ach! da beim Boston, das wundert mich, er spielt sonst nie Karte, sondern politisirt gewöhnlich mit mir, wenn die andern spielen!“

Der Landrath sprang jetzt mit seinen vor Freude jung geword'nen Gliedern an den Spieltisch.

„Herr Pfarrer, zum Teufel, machen sie doch ihrem Freunde, meinem Bruder, dem Geheimrathe ihr Compliment!“

Sonderbach stand auf und näherte sich rasch dem Freiherrn von Domberg.

„Der Herr sei mit Ihnen, mein Bruder!“ redete er den Geheimrath an, die Excellenz wendete ihm den Rücken, ging auf einen andern Bekannten zu und ließ den Geistlichen erschrocken stehen.

Der Landrath hatte das von fern gesehen.

„Sonderbach, was ist das?“ fragte er.

„O nichts, mein hochverehrter, gnädigster Herr Patron, der Herr Geheimrath haben mich Karte spielen sehn, er hält das für unziemlich, sündlich, sie wissen, er ist ein wenig Pietist, darum dreht er mir den Rücken zu!“

„Na, trösten sie sich, Pastorchen, mein Bruder ist etwas kurz!“

„Mein hochverehrter, gnädigster Herr Patron, so lange ich die Ehre habe, mich Ihrer Freundschaft zu erfreuen, gräme ich mich wenig um den Verlust der Gunst des Herrn Geheimraths!"

Der Landrath, der die Grobheit seines Bruders wieder gut machen zu müssen glaubte, schickte den Pfarrer am andern Morgen zwei fette Schweine.

Das Fest verlief, wie auf dem Lande dergleichen Feste zu verlaufen pflegen. Es wurde viel gelacht und getanzt, noch mehr geschwatzt und gegessen, aber noch viel mehr getrunken.

Am andern Morgen, so früh es die Schicklichkeit erlaubte, ließ der Geheimrath anspannen und fuhr davon, er hielt Alma, Sonderbach, das ganze Haus für dem Teufel verfallen, aber sein Egoismus gab nicht zu, daß er irgend wie Traurigkeit darüber empfunden hätte.

Am andern Tage wäre bestimmt jene unbehagliche Empfindung Meister aller Bewohner von Morsberg geworden, die am Tage nach einem Feste unvermeidlich ist, wenn nicht Herr von Gormas auf die Bitte seines Freundes Friedrich dageblieben wäre. Der pensionirte Geheimrath versprach den ganzen

Herbst auf Morsberg zuzubringen und von da aus sich nach einem Gute umzusehen.

Dem ehemaligen Pietisten wurde dieses Versprechen sehr leicht, denn Alma's wirklich wunderbare Schönheit hatte einen mächtigen Eindruck auf sein Herz — nein — wohl aber auf seine Sinne gemacht. „Weib ist Weib, drum kann man ja werben, Weib ist Weib, drum kann man's gewinnen!" flüsterte er sich mit Shakespeares Worten zu.

Bei einem Menschen wie Gormas war nicht daran zu denken, daß ihn sein Gewissen strafen sollte wegen des Verraths, den er nicht übel Lust hatte, an seinem Freund Friedrich zu begehen. Bald war er Alma's unzertrennlicher Begleiter und hatte schnell erkannt, wie elend sich die junge Frau fühle — „ich will sie trösten, dachte er — bald war ihm der Haß der Tochter des Frömmlers gegen ihren Gemahl kein Geheimniß mehr — „ich werde das Werkzeug ihrer Rache sein," dachte er. —

Friedrich dachte überhaupt viel zu edel von den Menschen, als daß er Gormas solcher Pläne hätte fähig halten sollen und dann — konnte er denn von Alma annehmen, daß sie ihm untreu werden würde?

Gormas war jetzt, wie er es stets im Geheimen gewesen, auch offen ein lustiger Lebemann und hinter dieser gefährlichen Maske versteckte er seine Absichten.

Wenn er sich den Tag über mit Alma unterhalten, mit ihr gescherzt, gelacht, musicirt und gelesen, dann trank er Abends mit Friedrich und dem alten Prechtler Punsch bis in die Nacht.

Der Landrath nahm an diesen nächtlichen Trinkgelagen keinen Antheil mehr, denn das Alter nöthigte ihn, die Stunden vor Mitternacht zum Schlaf zu benutzen, seine Geschäfte als Landrath erforderten ein frühes Aufstehn.

Das war Herrn von Gormas ganz Recht. Er that nichts ohne Absicht und Sonderbach hatte seinen Meister in ihm gefunden.

Gormas scherzte mit Alma, um sie zu erheitern, er empfahl ihr diese und jene Lectüre, um ihren so biegsamen Geist empfänglich für seine Lehren zu machen, er trank mit Friedrich, um dessen Geheimnisse, mit Prechtler, um die Geheimnisse des Hauses zu erfahren.

Im übrigen war er offen, heiter, gefällig, täuschte und betrog Alle, sogar den schlauen Sonderbach.

Es wäre interessant gewesen, die beiden ehemaligen Pietisten zu beobachten, die nach einem Ziele strebten und gleich vorsichtigen Spielern im Brettspiel hin- und herzogen, blos um den Gegner zu täuschen. Namentlich Sonderbach quälte sich entsetzlich, aber Gormas war Pietist gewesen gleich ihm und wußte, daß er bei Alma's wenn auch verändertem Character noch immer einen nicht zu verachtenden Nebenbuhler an Sonderbach habe.

Beide Nebenbuhler waren klug genug, sich als Gegner nicht zu verrathen, aber Gormas hatte den schlauen Pfaffen überflügelt, er hatte ihn glauben gemacht, er ringe nach Alma's Gunst, blos um sie als Mittel zu brauchen. Sonderbach bildete sich, von Gormas verlockt, ein, dieser wolle Oberlandin, was von Alma's Gelde erkauft war, dem Landrath abhandeln, diesen bewegen, seine Landrathsstelle niederzulegen und selbst Landrath werden.

Gormas aber wollte Oberlandin gar nicht kaufen und gar nicht Landrath werden, der schlaue Mann wollte weiter nichts, als Alma's Reize genießen, sie ganz von Friedrich trennen, es zu einer Scheidung zu bringen und die reiche Erbtochter des Frömmlers selbst heirathen.

Man sieht, welchen Vortheil der Laie bereits über den Geistlichen hatte, Gormas wußte recht gut, daß Sonderbach entflammt für Alma's Reize sei, Sonderbach war ihm im Wege, er beschloß ihn mit einem Schlage zu vernichten.

Bei den nächtlichen Trinkgelagen hatte Friedrich ihm, vom Wein erweicht, gestanden, daß sich seine Leidenschaft zu Alma von Tage zu Tage steigere, daß er aber nicht im Stande sei, ihre Abneigung zu überwinden, ja er könne nicht einmal den Grund finden von der unnatürlichen Zurückgezogenheit seiner Frau.

Gormas sagte nichts, aber er ließ sagen. So nebenbei hatte er zu Prechtler gesagt, „die Abneigung der jungen gnädigen Frau gegen unsern Freund ist keine natürliche, es muß Jemand da sein, der sie aufredet und verhetzt gegen einander!“

Er hütete sich wohl Sonderbach zu nennen, aber der ehrliche Ritter Prechtler überlegte sehr kaltblütig, daß Niemand mit der jungen Frau verkehrt habe als der Pfarrer und behauptete nun steif und fest, Sonderbach müsse der böse Feind sein, der das Unkraut des Unfriedens zwischen den Weizen der friedlichen Ehe gesäet habe. Friedrich wurde aufmerksam, er erinnerte sich, daß Alma nach jener

einzigen glücklichen Nacht ein Gespräch mit Sonderbach gehabt und dann plötzlich wieder fromm geworden war.

Er und Prechtler beobachteten den Pfarrer nun auf Tritt und Schritt.

Gormas hatte schon dadurch gewonnen, aber er wollte mehr.

Die äußern Hindernisse hatte Gormas nunmehr glücklich beseitigt, er kam an den schwierigsten Theil seiner Arbeit, an die Ueberwindung dessen, was seinem Vorhaben in Almas Character selbst entgegenstand.

Er würde leichteres Spiel gehabt haben, wenn Alma noch Schwärmerin und Frömmlerin gewesen, dann hätte er die Wege bereits geebnet gefunden, Sonderbach hätte ihm dann treffliche Vorarbeiten geliefert.

Er würde leichteres Spiel gehabt haben, wäre Alma eitle Weltdame gewesen, das leichteste, wäre sie ein Character gewesen, denn dann wäre sie aus Haß gegen ihren Gemahl fest und sicher auf Gormas Pläne eingegangen.

Aber Alma hatte keinen Character, sie war noch immer Frömmlerin und deßhalb war Sonderbach

zu fürchten, sie war Weltdame hinlänglich, um Gormas zu verhindern, ihr auf dem Wege der Frömmigkeit beizukommen. Kurz, es war ein schwieriges Unternehmen, das Gormas vorhatte, aber eben die Schwierigkeit reizte ihn noch mehr.

Zuerst mußte er Alma's Gleichgültigkeit gegen die Menschen überwinden, das that er, indem er ihr Lectüre bot, die sie reizen mußte, die Gebilde des Dichters, die Gestalten des Schriftstellers mit Gestalten der Wirklichkeit zu vergleichen.

Zweitens mußte er ihr den Pietismus und die Frömmelei lächerlich machen, ohne ihr dabei die wahre Frömmigkeit zu zeigen. Er mußte das, um sie ganz von Sonderbach loszureißen, ohne sie an ihre Gatten- und Mutterpflichten zu erinnern. Drittens mußte er ein Mittel finden, sich ihr unentbehrlich zu machen, er griff zu dem mächtigsten, zur Sinnlichkeit.

Der schlaue Mann operirte im Stillen mit einer meisterhaften Gewandtheit, nicht Gespräche und Belehrungen brauchte er, um seine Pläne in's Werk zu setzen, er hatte stille, aber mächtige Bundesgenossen — Bücher.

Alma, die nie in der Welt gelebt, was eine

vernachlässigte Erziehung zuweilen ersetzt, empfand bald den Einfluß von der ihr durch Gormas gebot'nen Lectüre, ihre Ideen verwirrten sich, neue Vorstellungen und Bilder erfüllten das Köpfchen, sie fand sich nicht mehr zurecht und brauchte einen Führer aus diesem Labyrinth. Gormas war da, aber statt sie aufzuklären, aufzuräumen in ihrem Kopf, verwirrte er sie noch mehr.

Alma hatte einen fein unterscheidenden, natürlichen Verstand, die engherzige frömmelnde Erziehung hatte ihn fast vernichtet, aber noch immer staunte Gormas darüber:

„Was hätte aus diesem Wesen werden können," dachte er oft bei sich selbst, „wenn ihr Vater kein Frömmler gewesen wäre."

Der Herbst verging und ein großer Theil des Winters dazu, Gormas war noch immer in Morsberg, er hatte noch immer kein Gut gekauft.

Dafür aber rückte er aber auch seinem Ziele immer näher. Wie einst Sonderbach durch Frömmelei, so beherrschte er jetzt Alma durch Bücher. Schon brauchte er die frömmelnde Alma nicht mehr zu fürchten, Sonderbach, obgleich er noch immer häufig bei der jungen Frau war, war ohne es zu wissen

gänzlich aus dem Felde geschlagen und eine zärtliche Vertraulichkeit fand ins Geheim zwischen Alma und Gormas statt.

Jetzt mußte Sonderbach auf jeden Fall fort, nicht als ob ihn Gormas noch bei Alma zu fürchten gehabt hätte, nein, aber der kluge Geistliche konnte den Plan des klugen Laien durchschauen, dem Landrath verrathen und Gormas der Früchte seiner mühevollen Arbeiten berauben.

Seit Friedrich von Leidenschaft zu seiner Frau verzehrt wurde, besuchte er seine Milchschwester Gustchen fast gar nicht mehr und kam er, so spielte er mit seinem Kinde und bekümmerte sich wenig um dessen Amme. Seit dieser Zeit war Sonderbach ein willkommner Besuch bei der an Genuß gewöhnten Frau und Gormas wußte das.

Auch er besuchte Gustchen und lobte den Pfarrer ungemein gegen sie, erzählte ihr auch mehrere Male, die junge gnädige Frau sei ganz verliebt in Sonderbach und diese Liebe sei der Grund ihrer Trennung von Friedrich. Gormas erreichte dadurch was er wollte. Gustchen, die ihren Milchbruder unendlich liebte, erzählte es diesem wieder, ohne ihre Quelle zu nennen, denn sie wollte ihm nicht wissen

lassen, daß sie auch andere Herren, als ihn, bei sich sähe. Aber auch Sonderbach erfuhr diese Nachricht von ihr, denn der Geistliche war ihr in neuester Zeit sehr theuer geworden und das war's, was Gormas wollte.

Friedrich und Ritter Prechtler waren aufmerksamer als je auf Sonderbach, der Geistliche vertraute aus geschmeichelter Männereitelkeit der Nachricht und suchte eifrig ein Rendezvous mit der jungen Edelfrau.

Es mußte zu einem Eclat kommen, davon war Gormas überzeugt, er rieb sich im Stillen die Hände und jubelte.

Eines Tages erzählte Friedrich, er werde Morgen den ganzen Tag in Fehrbellin sein, Gormas erzählte es Gustchen, Gustchen dem Pfarrer und der kluge Mann ging wie ein Dummkopf in die Falle und erschien bald nach Tische auf dem Schloß.

Niemand bemerkte ihn, aber es war sehr natürlich, daß ihn Gormas bemerkte, der ihn erwartete.

Sonderbach ging zu Alma.

Gormas zu Prechtler.

„Mein edler Rittersmann, ist der Papa Landrath schon auf von seinem Mittagsschläfchen?"

„Ich weiß nicht, Herr Geheimrath, aber die gnädige Frau hat schon geklingelt!“

„Das weiß ich, du alte Vogelscheuche, aber bei der sitzt der unangenehme Mensch, der Sonderbach, bring doch das Schachbrett zum Papa Landrath, wir wollen einige Partieen mit einander spielen!“

Gormas hatte die Nachricht vom Besuche Sonderbachs bei Alma an den rechten Mann gebracht, nach zehn Minuten saß er ganz gemüthlich mit dem guten Landrath beim Schachspiel, der Ritter Prechtler hatte an Alma's Thüre Posto gefaßt.

Die junge Frau lag bei Sonderbachs Eintritt auf einem Känghern und ergötzte sich an einem ziemlich frivolen französischen Roman, ihre Wangen waren höher geröthet als gewöhnlich, ihre Augen blitzten in einem durch die Lectüre entzündetem Feuer.

Alma war aufgeregt und empfing Sonderbach etwas freundlicher, als sie es in der letzten Zeit gethan; der Geistliche hielt sich nun von der Wahrheit dessen überzeugt, was ihm Gustchen gesagt, was er so gern glaubte. Und in der That, Alma war in diesem Moment vollständig das Bild einer verliebten Frau.

Sonderbach war hingerissen von ihrer unvergleichlichen Schönheit.

„Was bist du schön, wie reizend hat dich der Herr gemacht?" rief er.

Alma lächelte; noch ganz unter der Gewalt des Eindrucks, den die verführerische Lectüre auf sie gemacht, hörte sie nicht ohne inneres Wohlbehagen einen schönen Mann ihre Schönheit bewundern.

Sonderbach deutete Alma's Lächeln, wie er in seiner Verblendung mußte, er sank auf die Kniee vor Alma und überströmte ihre Hände mit glühenden Küssen.

Alma ließ ihn gewähren, sie lächelte immer noch und wäre Sonderbach nicht blind vor Aufregung gewesen, so hätte er den furchtbaren Hohn entdeckt, der nun in dem Lächeln der jungen Frau lag.

Alma dachte zurück, sie sah Sonderbach auf derselben Stelle jetzt vor ihr knieen, auf derselben Stelle, wo sie einst zu seinen Füßen, ihn um Verzeihung flehend, gelegen hatte. Ihr Herz empörte sich plötzlich bei dem Gedanken, daß sie sich einst so tief erniedrigt hatte vor dem Manne, der jetzt, von rasender Begier getrieben, vor ihr lag.

„Alma, sei mein, ganz mein, das Glück blüht dir n meinen Armen, an meinem Herzen!" schrie

er so laut, daß der Ritter Prechtler jedes Wort vernahm.

Die junge Frau lächelte und schwieg. Schon längst hatte sie Sonderbachs Aufrichtigkeit in Zweifel gezogen, jetzt mit einem Blick erkannte sie, daß sinnliche Begier immer die Triebfeder von Sonderbachs Handlungen gewesen sein müsse, sie erinnerte sich seiner frommen Umarmungen, seiner geistlichen Küsse und zog langsam ihre Hand aus der des Geistlichen.

Der Prediger hielt das für gewöhnliche weibliche Ziererei.

„Alma," rief er noch lauter, „sträube dich nicht mehr, wir sind für einander geschaffen, ich will dir das Glück, die Freude kennen lehren!"

Der Berauschte schlang immer noch knieend seinen Arm um Alma's üppigen Wuchs und preßte seine Lippen auf ihren Mund.

Alma sprang zornig auf und rief laut: „Hülfe!"

Wie ein Blitz war der Ritter Prechtler im Zimmer, riß den Pfarrer rückwärts zu Boden und begann ihn mit seinen Füßen und seinen Armen gehörig zu bearbeiten.

Alma eilte hinaus und stürzte mit flammendem

Antlitz und in Unordnung gerathenen Kleidern in das Zimmer des Landraths, dem Herr von Gormas eben ganz gemüthlich Schach bot.

Er wußte schon Alles.

Der Landrath fuhr erschrocken auf von seinem Sessel, als er seine Schwiegertochter so vor sich sah.

„Sonderbach," schrie die junge Frau empört, „that mir Gewalt, helft mir, er umarmte mich, küßte mich!"

Sie sank athemlos in einen Sessel.

„Sorgen sie für meine Tochter, Freund!" rief der alte Landrath und eilte hinaus.

Alma weinte vor Aerger, nicht gerade über die Beleidigung ihrer ehelichen Tugend, denn sie haßte ihren Gemahl, aber das war das erste Mal in ihrem Leben, daß ein Mann so geradezu Genuß fordernd zu ihr getreten war, es war beleidigte Weiblichkeit, die in ihrem Zorn, in ihren Thränen sich Luft machte.

Sie hatte sich von Sonderbach früher umarmen und küssen lassen, aber damals war sie Schwärmerin und die Sinnlichkeit des Mannes verhüllte sich in das so sehr bequeme Gewand religiöser Schwärmerei. Auch Herr von Gormas hatte sie schon öf-

ter in der letzten Zeit geküßt, aber dann war es immer in Folge gemeinsam aufregender Lectüre gewesen, ein Kuß wurde gegeben und empfangen, aber nichts weiter gefordert. Sonderbach aber wollte mit einem Kuß anfangen, das lag in seinem Reden, noch mehr in seinen Blicken. Das war es, was Alma empört hatte.

Gormas trat mit betrübter, erschrockener Miene an den Stuhl, auf welchem Alma lag:

„Mein Gott, gnädigste Frau, theuerste Freundin, wie kam das? wie konnte sich der Freche unterstehen?"

„Das frage ich mich selbst," sagte Alma, die sich etwas erholte. „Doch nein, lieber Freund, sie will ich nicht betrügen, ich weiß es, sehen sie, schon als Kind in meines Vaters Hause küßte er mich zuweilen, ich in meiner Unerfahrenheit, sie wissen, ich war damals ganz Frömmlerin, ich fühlte mich geehrt, wenn mich der heuchlerische Mensch in seine Arme schloß und mich küßte. Vermuthlich hat er geglaubt, er habe noch die Alma wie damals vor sich. Dank ihnen, theuerster Freund, er fand eine andere, sie haben mich gerettet!"

Gormas faßte Alma's Hand und zog sie an seine Lippen.

„Nein, nein,“ rief die junge Frau, die keinen Verstand hatte, um ihre Gefühle in den Schranken zu halten, „umarmen sie mich, reinigen sie die durch Sonderbach entweihten Lippen durch ihren Kuß.“

Gormas zog das schöne Weib in glühender Umarmung an sich, sein Kuß durchglühte die junge Frau wie verzehrendes Feuer. Sie senkte die Augen, ein ungeahntes, ein ungekanntes Gefühl ergriff sie bei Gormas Kuß, sie fühlte die Gluth einer schnell emporlodernden Leidenschaft.

„Es ist das süße Gefühl echter Freundschaft, inniger Dankbarkeit gegen meinen Retter!“ sagte Alma zu sich selbst.

Gormas triumphirte im Stillen.

Unterdeß bemühte sich der alte Landrath in Alma's Zimmer, den Geistlichen und den Ritter Prechtler zu trennen. Sonderbach zu Boden geworfen, hatte sich in der ersten Bestürzung ruhig prügeln lassen, als aber Prechtlers Schläge immer heftiger wurden, als der alte Soldat seinen Kopf immer gefährlicher zu bearbeiten begann, hatte er sich, für sein Leben fürchtend, aufgerafft und zur Wehre ge-

setzt, es war ihm gelungen, denn er war jung und kräftig, sich loszureißen von Prechtler und sich mit einem Stuhl zu schützen. Der alte Soldat aber ergriff eine Fußbank, traf mit einem kräftigen Hiebe Sonderbachs Arm so derb, daß dieser den Stuhl fallen lassen mußte und nun stieß er mit der Fußbank so heftig auf den Geistlichen ein und gab ihm dabei eine so furchtbare Menge von Ohrfeigen, daß Sonderbach flehentlich, aber vergeblich um Gnade bat.

Er sank auf die Knie vor dem Ritter, dieser aber warf nun die Fußbank weg und ohrfeigte ihn mit einer Geschicklichkeit rechts und links so furchtbar, als wären seine Hände von Stahl.

Der Landrath rief schon seit fünf Minuten fortwährend:

„Prechtler, hör er doch auf, ich befehle es ihm, will er wohl Ordre pariren!" Aber Prechtler entgegnete immerfort ohrfeigend:

„Der Herr Landrath wissen ja nicht!"

„Prechtler, er hört auf!"

„Der Schurke hat der jungen gnädigen Frau Anträge gemacht!"

„Prechtler, ich haue ihn, wenn er nicht aufhört!"

„Immer zu, gnädiger Herr, er hat die gnädige Frau geküßt, sie hat mich zu Hülfe gerufen!"

Endlich legte der Landrath Hand an und riß den wüthenden Ritter wirklich einige Schritte zurück. Sonderbach erhob sich und flehte kläglich: „Gnädigster Herr Patron!"

„Will er's Maul halten, mechanter Cujon!" schrie Prechtler und gab ihm auf's Neue eine entsetzliche Ohrfeige, die den Geistlichen bald wieder an die Erde gebracht hätte.

„Prechtler, er geht hinaus und läßt keinen herein!" sagte jetzt der Landrath streng, der Ritter gehorchte, erklärte aber der „mechante Cujon" werde noch mehr Prügel bekommen, wenn nur der junge, gnädige Herr nach Hause käme.

„Herr," sagte der Landrath, „was haben sie sich unterstanden?"

„Mein gnädigster Herr Patron!" heulte Sonderbach, der fast von Sinnen war vor Schmerz, dem Prechtlers Faust den ganzen Muth geraubt hatte.

„Halten sie's Maul," fuhr ihn der Landrath an, ich will ihnen blos etwas sagen, ich will keinen Eclat über diese Sache, Prechtler schweigt, wir alle schweigen, wird ein Wort lautbar also über diese Ge-

schichte, so laß ich sie absetzen, verstanden! Jetzt scheeren sie sich zum Teufel und lassen sie sich in meinem Hause nie wieder sehn!"

Der Landrath öffnete die Thür, aber Sonderbach zögerte und seufzte:

„Haben sie Erbarmen, gnädigster Herr Patron der Herr Brechtler!"

„Brechtler," sagte der Landrath, du rührst dich nicht von der Stelle."

„Zu Befehl, Herr Landrath," antwortete der Soldat, spuckte in seine Hand und verabreichte, ohne sich von der Stelle zu rühren, dem hinauseilenden Geistlichen noch eine letzte Ohrfeige, die nicht die schlechteste war von den Vielen, die Sonderbach heute empfangen.

Sonderbach eilte die Treppe hinunter, sein Gesicht brannte, seine Kleidung war zerrissen und beschmutzt, er hatte keinen Hut auf, alle seine Glieder schmerzten ihn.

Das Gesinde, aufmerksam schon durch den Lärm geworden, sah staunend den Geistlichen in diesem Zustande, eilig, wie einen Dieb, die Treppe hinablaufen und sich schleunig durch das Thor entfernen.

Sonderbach ward nie wieder auf Schloß Morsberg gesehen.

Jetzt ließ sich der Landrath von Brechtler die ganze Geschichte erzählen, der Ritter hatte jedes Wort vernommen, der Landrath schenkte ihm einen Thaler für gehabte Mühe und ging auf sein Zimmer zurück.

„Gott sei Dank," sagte er zu sich selbst, „Brechtler war zur rechten Zeit da, ich glaube, der Schuft der Sonderbach hätte Gewalt gebraucht, es freut mich aber doch, daß Alma meinem Sohn so treu ist!"

Man sieht, der Plan des schlauen Gormas war ganz und vollständig gelungen, die zärtliche Umarmung, der Kuß Alma's, noch mehr aber ihr Benehmen dabei, waren ihm sichere Pfänder seines nahen Sieges.

Noch saßen Alma, Gormas und der Landrath auf dem Zimmer des Letztern beisammen, als Friedrich wider Vermuthen früh zurückkehrte.

Die Sehnsucht nach seiner angebeteten Frau, nach der Frau, die ihn haßte, hatte ihn getrieben, Alma empfing ihn wie gewöhnlich, das heißt unendlich kühl und fremd. Heute namentlich war er ihr ganz lästig, nicht er hatte sie von dem Son-

derbach gerettet, sondern Gormas ihr geliebter Freund hatte es gethan, dadurch, daß er ihren Geist geweckt hatte. Die junge Frau vergaß in ihrer schwärmerischen Begeisterung für den Freund, den Retter, daß ihr Gemahl, sowie sein Vater, sich längst alle mögliche Mühe gegeben hatten, sie von der Frömmelei zu heilen. Freilich war es ihnen nicht gelungen, weil sie wie ehrliche Menschen handelten; eine Frömmlerin, deren Gemüth und Herz wirklich bei der Frömmelei betheiligt sind, kann man nur heilen, wenn man ihr eine neue Schwärmerei giebt für die alte; es ist das kein Fehler, kann man eine unschädlichere Schwärmerei an die Stelle der schädlichern bringen, so hat man stets einen Vortheil errungen.

Wer das Branntweintrinken ausrotten will, gebe dem Volke ein andres Getränk dafür, nur ein minder schädlicheres, mag sich dann auch das Volk nunmehr betrinken, es hat einen Vortheil davon.

Ob es aber gerade ein Vortheil war, daß Gormas Alma der Frömmelei entriß und sie der sinnlichen Gefühlsschwärmerei überlieferte, wollen wir nicht entscheiden. Er hatte in der Sache nichts geändert, sondern blos die Form. Wie Alma einst

ihre Schwärmerei mit Bibelversen aufgeputzt und mit herrnhutischen Liedern garnirt hatte, eben so schmückte sie dieselbe jetzt mit poetischen Floskeln und Bildern alter und neuer Dichter. Nur die Form war geändert, aber allerdings vortheilhaft geändert. Das war das Verdienst des theuren Freundes Gormas, das Verdienst, das ihm Alma so hoch angerechnet.

Schonend setzte der Landrath seinen Sohn von Sonderbachs Frechheit in Kenntniß. Friedrichs erste Bewegung war Zorn gegen den falschen Heuchler, seine zweite ein gewaltiger Ausbruch von Begeisterung für seine Frau. Der gute Junge staunte als eine Tugend an, was gar keine war, er hielt es für einen glänzenden Beweis von Alma's Liebe zu ihm, daß sie Sonderbach nicht erhört.

So seltsam denken die Menschen oft.

Friedrich warf sich in seiner Extase zu Alma's Füßen, küßte ihr, unbekümmert um Gormas Gegenwart, die Hände, gab ihr tausend süße Schmeichelnamen und gebärdete sich ganz wie ein leidenschaftlich Verliebter, das heißt also rührend = verrückt.

Der Landrath hatte seinen Sohn nie so gesehen, er hatte ihn dieser Leidenschaftlichkeit nie fähig

gehalten. Der gute, alte Edelmann wußte nicht, daß die einfachsten, practischesten Naturen der mächtigsten Leidenschaften fähig sind, wenn sie gezwungen sind, ihre Gefühle lange zu unterdrücken.

„Sie muß von Eis sein, wenn sie solcher Liebe widersteht!“ dachte der Landrath.

„Dieser tolle Junge mit seiner wahnsinnigen Liebe macht mir meinen ganzen Plan zu Nichte!“ seufzte Gormas.

Und wirklich blieb Alma nicht unempfindlich bei den Beweisen von Liebe, die ihr Friedrich gab, sie wurde mehr und mehr freundlich, sei es nun, daß allein ihre, durch die von Gormas empfohlene Lectüre, gereifte Sinnlichkeit zu Gunsten des kräftigen Mannes sprach, an dessen feurigster Liebe sie nicht zweifeln konnte, sei es, daß es überhaupt jenes angenehme Gefühl war, das alle Frauen bei männlichen Huldigungen empfinden, oder sei es, daß sie wirklich ihren ungerechten Haß vergaß, kurz, sie wurde so freundlich, daß sie endlich Friedrich's Kuß erwiederte.

„Halt, jetzt ist's Zeit einzuschreiten!“ dachte Gormas und wendete sich mit der freundlichsten Miene von der Welt an Friedrich, „ist's Recht,

Krecher, daß du in deiner Freude deines Sohnes vergißt, hole ihn doch, daß er Theil nehme an den Liebkosungen seiner Aeltern!"

Das war ausgezeichnet berechnet, Gormas wußte, daß Alma's Gleichgültigkeit gegen Friedrich in Haß übergegangen war, als er sie von ihrem Kinde getrennt hatte. Die Erinnerung an das Kind erinnerte Alma an ihren Haß, an das Unrecht, das sie von Friedrich erlitten zu haben glaubte und als der selige Vater mit seinem kleinen Friedrich Wilhelm, den er sogleich geholt hatte, zurückkehrte, war Alma ganz wie gewöhnlich, kalt und vornehm.

Herr von Gormas freute sich seiner List, es war ein Glück für den ehrlichen Friedrich, daß er Alma's veränderte Stimmung gar nicht bemerkte, er war schon überglücklich, daß sie ihm heute erlaubt hatte, sie einmal zu küssen, daß sie ihn selbst geküßt hatte nach mondenlanger Zurückhaltung.

Die genügsame Seele des jungen Edelmannes verlangte nicht mehr.

Sechstes Capitel.

Erstickend heiß war der Tag gewesen, die Sonne hatte mit der ganzen Kraft, der sie in den Kurmarken fähig ist, die sandigen Wege, die magern Felder und monotonen Kieferwälder durchglüht; wer vom Morgen an wirklich gearbeitet hatte, war doch am Nachmittage erschöpft niedergesunken und strahlend wie ein Triumphator mit seinen prächtigen Rossen zog der Sonnengott langsam über die besiegte Erde, um auszuruhen vom Siege im feuchten Schooß seiner ewigen Meeresbraut. Als der Sieger hinabgestiegen war zur Geliebten, als er sein glühend Antlitz kühlte an ihrer Wellenbrust und kaum seines stolzen Purpurmantels Goldsaum noch sichtbar war im Abendroth, da erhoben sich auch die Be-

siegten langsam wieder und gingen fröhlich der erquickenden Sommernacht entgegen.

Nacht, das liebende, süße Weib, in durchsichtige Schleier gehüllt kommt es gegangen mit unerhörbarem Schritt, es eilt ihm nach, dem ungetreuen Gemahl, der die treu liebende, ewige Begleiterin beständig flieht. Mit sanfter Frauenhand kühlt die Nacht die Wunden, die der Tag geschlagen, sie weint silberhelle, erquickende Thauthränen auf die schmachtenden Wälder und Felder, auf die verwelkenden Blumen und Kräuter. Die treue Gemahlin möchte so gern Alles wieder gut machen, was der ungetreue Gemahl verschuldet, mit dem dunkeln Mantel der Liebe deckt sie Alles zu, sie will nur des Geliebten Glanz und Pracht, sein Licht und seine belebende Wärme preisen hören, seine sengende Gluth, seinen Brand aber nicht tadeln. So wandelt sie nun schon Jahrtausende hinter dem Tage her, freut sich an dem, was er Gutes gethan, bessert das, was er verdorben und erfüllt so auf's herrlichste die Bestimmung des Weibes. —

Orangen, ragende Myrthen und duftige Citronen umblühen nicht das arme Vaterland des derben Märkers, aber er liebt es drum nicht weniger

und erquickt sich froh an Sommerabenden an dem würzigen Duft des stattlichen Heimathsbaumes, an dem Duft der Blätter= und Blüthenreichen Linde.

Man spricht so viel von deutschen Eichen, sie sind unsterblich geworden im deutschen Lied, seit ihr letzter Sänger, der todesfreudige Jüngling mit der goldenen Leier im Arm fürs Vaterland in's Blut sank — warum spricht man nicht von deutschen Linden? der gemüthliche, sinnige Lindenbaum, weitschattend, würzige Düfte spendend, von fleißigen Bienen umsummt, er scheint mir in seiner heiter-ernsten Träumerei viel eher der Baum unseres sinnigen, träumenden und doch fleißigen, erquicklichen Vaterlandes, als die mächtige Eiche in ihrer finstern Majestät.

Oder soll darum die Eiche Deutschlands Baum sein, weil die Frucht dieses Baumes, die Eichel, ebenso zur Nahrung unsauberer, gieriger Thiere dient, wie die Frucht deutschen Strebens seit langer Zeit die Nahrung, die Beute gieriger Nachbaren geworden?

Wenn das ist, so ist es Zeit, daß man aufhöre von deutschen Eichen zu reden!

Unter dem Dach, das vier alte Lindenbäume wölben mit ihren dichtverschlungenen Zweigen, in=

mitten des kleinen Schloßgartens zu Morsberg, bemerken wir am heutigen Abend eine weibliche Gestalt.

Die Nachtdämmerung draußen wird zur Dunkelheit in der Lindenlaube, aber desto deutlicher wird die weibliche Gestalt, ihr weißes Nachtgewand schattet sie scharf ab gegen die Dunkelheit und, wenn wir auch das reizende Antlitz und das lockige Köpfchen der Frau von Krecher nicht deutlich zu erkennen vermögen, so ist die elegante, zierliche und doch üppige Gestalt Alma's für uns kennbar genug.

Das schöne, unglückliche Weib hat die Augen geschlossen und sich behaglich zurückgelehnt in die Kissen des Polsterstuhles, den sie sich hieher hat stellen lassen.

Alma träumt von der bunten, farbenreichen Mährchenwelt, von dem frommen, schönen, warmen, liebeflehenden Dichterleben, das ihr die Lieder und Gebilde alt und neuer Dichtungen geschildert, das in ihr lebendig geworden; sie träumt von Liebe, Freundschaft, Lied und Lust, eine wonnige Sehnsuchtsthräne dringt durch ihre geschlossenen Augenlieder — und die Nachtigall erhebt ihre wollüstige Liebesklage im nächsten Baumwipfel.

Süßer Schmerz und wehmüthige Lust durchschauern abwechselnd die Brust der jungen Frau; Gestalten, die nur des Dichters Begeisterung, das glühende Herz und die fliegende Hand des Poeten geschaffen, aber niemals das Leben, umstehen sie grüßend, sie hört die Worte, Zauberworte, die sie nicht versteht, deren Sinn sie aber wonnebebend ahnet; sie möchte aufjauchzen vor Freude — und die weiche, warme Nachtluft spielt schmeichelnd um die heiße Stirn, um die hochgeröthete Wange des schönen Weibes.

Alma seufzt und weint, ihre wogende Brust arbeitet mächtig, aber unendlich selig ist sie in dieser Stunde.

Welcher Unterschied zwischen Alma, dem Kinde, das wir am Sommermorgen einst belauschten im Garten des Vaters und Alma, die Frau, die jetzt in der Lindenlaube träumt! Welcher Unterschied und doch wieder, wie sogar kein Unterschied.

Unglücklich damals, unglücklich heute, träumend heute, wie damals! Solche Stunden sind gefährlich für Frauen, wenn in solchen Stunden die Versuchung naht, wird sie die beste Frau schwach finden

wie ein Kind, wer hebt den ersten Stein auf wider eine Frau, die in solcher Stunde fällt?

Nur ein Dummkopf kann's und eine Heuchlerin.

Die lauschige Stille der Nacht, die Ermattung von der Hitze des Tages, die weichen, warmen Wellen der Sommerluft, die süße Träumerei, die das Blut durch die Adern hüpfen macht, die Dunkelheit der Laube, alle Sinne sprechen, sprechen laut und herrisch, der Verstand, die Ueberlegung, beide sind eingelullt in einen Zauberschlaf.

Eine dunkle Männergestalt tritt in die Lindenlaube, sie stutzt beim Anblick Alma's, die sich nicht rührt; regungslos steht der Mann, hatte er vielleicht Alma noch nie gesehen? oder wenigstens nie so schön! Minuten vergehen, Alma träumt fort unter dem Liede der Nachtigall, unter dem leisen Blätterrauschen der Laube, der Mann hält den Athem an, nicht eine Minute, nicht eine Secunde früher, als nöthig, als durchaus nöthig, möchte er den Anblick missen, aber auch seine Sinne beginnen zu schwindeln in dieser zauberischen Athmosphäre.

Der Mann scheint einen gewaltigen Kampf zu kämpfen, seine Augen werden immer glühender, seine

Hände ballen sich krampfhaft, es dauert eine ziemliche Weile — endlich! — der Kampf ist aus — die Sinne haben gesiegt, wie sie das stets werden bei jedem Mann unter solchen Umständen.

Zitternd tritt er einen Schritt näher, er lauscht ängstlich, das traumbefangene schöne Weib rührt sich nicht.

Der Mann neigt bebend sich über Alma's Antlitz, er schwankt, er zögert, der Athem der holden Träumerin scheint ihn zu berauschen.

Er haucht einen leisen Kuß auf Alma's Lippen.

Alles still!

Er küßt Alma feurig und heftig.

Die junge Frau, ganz unter dem Einfluß eines wonnigen Liebestraumes, öffnet die Augen nicht, aber ihre Lippen bewegen sich leise, sie schlingt ihre Arme um den Hals des Mannes und bebend sinkt dieser in die glühende Umarmung des liebeseligen Weibes.

Die Nachtluft schwamm in leisen Wellen durch die Lindenlaube, sie mischte sich mit dem heißen Athem der Liebenden, der Gesang der Nachtigall schmolz selig hinsterbend in eins zusammen mit den

Seufzern des glücklichen Paares, die Lindenblätter rauschten still dazwischen, eine tiefe Stille und dennoch Leben darin, süßes, heimliches, warmes Liebesleben.

Eine Stunde verging — Mitternacht nahte — der Gesang der Nachtigall schwieg — kühler wurde die Luft — süßes, zärtliches Geflüster wurde laut in der Laube, Seufzer, Liebesworte, Küsse und Thränen mischten sich dort.

„Und wenn der König Friede macht!"

sang eine rauhe Stimme ganz in der Nähe — das selige Paar hörte nichts.

Der Ritter Prechtler durchstreifte den Schloßgarten, er schien etwas zu suchen, er kam an die Laube.

„Er wird doch nicht da drin sitzen und schlafen!" murmelte er.

Er trat an den Eingang.

„Alle Teufel!" schrie er und prallte drei Schritte zurück.

Friedrich von Krecher trat, Alma im Arm, hinaus vor die Laube, die Augen beider standen voll Thränen, aber voll jener seligen Thränen, die einen Himmel voll Seligkeit in der Brust verkünden.

„Verzeihen sie, gnädiger Herr," stammelte Brechtler, „ich wollte nicht stören — wer konnte das denken!"

Alma und Friedrich lächelten.

„Hast du dir nicht denken können, daß ich mit meinem Mann in der Laube sitze?" fragte Alma und reichte lächelnd dem Ritter die Hand.

„Ja, nein, o ja!" erwiederte der alte Krieger, „ich sollte sie nur rufen, der Herr Geheimrath von Gormas sitzt schon lange bei der fertigen Punschbowle!"

„So — trink nur mit ihm allein, du brauchst ihm aber nicht gleich zu sagen, daß ich mit meiner Frau zu reden habe, sag ihm, ich sei zu Bett und entschuldige mich!"

„Zu Befehl, gnädiger Herr!" antwortete Brechtler, „werde auch wohl keine Lüge sagen!" setzte er leise hinzu, indem er dem jungen Paar nachsah. „Und wenn der König Friede macht!" sang er laut und fröhlich und trat in das Zimmer des Geheimraths von Gormas, der sich allerdings etwas wunderte, daß Friedrich ohne seinen gewöhnlichen Ballast von Punsch zu Bette gegangen war, aber doch weit entfernt war, die Wahrheit zu ahnen.

Und Prechtler? — nun der schwieg, denn war ihm einmal Schweigen anbefohlen, so plauderte er selbst im stärksten Rausche nicht.

Es mußte eine Veränderung mit Alma vorgehen in den nächsten Tagen, denn so träumerisch sie sonst auch war, sie war es seit der eben geschilderten nächtlichen Zusammenkunft mit ihrem Gemahl mehr als je. Friedrich schien sehr zufrieden, aber es war's doch nicht ganz, denn er hatte sich mit seiner Gemahlin seit jener Nachtscene vollständig versöhnt geglaubt, fand es nun aber doch etwas anders.

Alma kämpfte mit sich selbst, der alte, ihr durch Sonderbach eingeredete, durch Friedrich's rauhe Weise bei Wegnahme des Kindes zur Wahrheit gewordene Haß gegen ihren Gemahl stritt gewaltig gegen die neue von den Sinnen und der Pflicht gleichmäßig begünstigte Liebe. Friedrich hatte wenigstens so viel gewonnen, daß ihn Alma freundlich willkommen hieß, seinen Gruß, seine Küsse erwiederte und fast jeden Morgen ein Stündchen mit ihm plauderte, ehe er Morgens auf's Feld oder in den Wald ritt.

Für Herrn von Gormas waren diese morgend-

lichen Zusammenkünfte ein Geheimniß, aus einem natürlichen Instinct wollte ihm Friedrich nichts davon wissen lassen, und Alma sagte ihm nichts, weil es ihr lächerlich schien, zu erzählen: „Herr von Gormas, mein Gemahl ist alle Morgen eine Stunde bei mir allein!"

So kam es, daß der kluge Mann nichts von diesen Zusammenkünften erfuhr und die zunehmende Grübelei Alma's zu seinen Gunsten deutete.

Er entschloß sich endlich zu einem Hauptschlage, zwar verhehlte er sich nicht, daß er einige Gefahr dabei laufe, aber er konnte doch nicht ewig warten, er machte den gewöhnlichen Fehler sonst ganz gescheuter Menschen, er schrieb, wo er hätte sprechen sollen. Er vergaß, daß das geschriebene Wort nie die Kraft habe wie das gesprochene, daß das geschriebene unter Umständen ein gefährlicher Zeuge sei — er dachte nur, eine schriftliche Abweisung ist nicht so beschämend, wie eine mündliche.

Kurz, er schrieb:

„Theuerste Freundin, verzeihen sie ihrem Freunde, er kann sein Geheimniß nicht mehr bergen, Alma, ich liebe sie bis zur Thorheit, ich bin so eitel zu glauben, daß der Mann, den sie mit dem Namen

ihres Freundes beehrten, daß ihnen der nicht gleichgültig sei; ich habe keine Verpflichtungen, sie auch nicht, denn gegen ihren Gemahl legt ihnen das Herz keine auf — sein sie die Meine, Alma, aber ganz die Meine, ich gönne ihrem Gemahl selbst die Ehre nicht, Ihnen seinen Namen zu geben, er wird, wenn sie anders ernst entschlossen sind, gern drein willigen, ihre Fesseln zu lösen, denn Fesseln sind Verbindungen, die das Herz nicht geschlossen. Ueberlegen sie, theuerste Freundin, geben sie mir morgen Antwort, aber bedenken sie, daß eine abschlägliche ein Todesstoß für das Herz ihres Gormas sein würde!"

Man kann nicht sagen, daß dieser Brief ungeschickt, aber wie kalt mußte er das Herz Alma's, das Herz der glühenden Schwärmerin berühren? Welchen Vortheil gab der kluge Gormas aus seinen Händen, wie ganz anders mußte die Wirkung sein, wenn er mit seiner sanften, schmeichelnden Stimme Alles das zu Alma gesagt, was er ihr geschrieben?

Eine gewisse Furcht, erzeugt durch das Bewußtsein, unredlich zu handeln, ließ ihn weniger klug als gewöhnlich handeln und zwar unter Umständen,

wo ein geringerer Grad von Klugheit zur unverzeihlichen Dummheit werden konnte.

Gormas war den ganzen Abend über bei Alma, er war zärtlicher und dringender als je, Alma freundlich und herzlich gegen ihn, wie es feurige Frauen sind gegen einen Mann, den sie für ihren Freund halten. Sie hatte nicht den geringsten Verdacht gegen Gormas — ein Beweis, wie klug der Geheimrath bis jetzt verfahren war. — Beim Abschied legte er den obenerwähnten Brief auf Alma's Toilette, sie mußte ihn den Abend noch finden, den Inhalt in der Nacht überlegen und ihm am andern Morgen Antwort geben — so dachte Gormas.

Das Schicksal hatte es anders beschlossen.

Zufällig, ganz gegen ihre sonstige Gewohnheit, kleidete sich Alma nach des Geheimraths Entfernung hastig aus, ohne an die Toilette zu treten und legte sich ins Bett, um dort einen angefangenen Roman zu lesen.

Vielleicht hatte sie lange gelesen, denn sie lag noch im Bett, als Friedrich am andern Morgen in ihr Zimmer trat.

Er rief ihren Namen durch die Thüre des Schlafcabinets.

Sie antwortete und bat ihn, im anstoßenden Zimmer zu bleiben, sie werde sogleich erscheinen.

Friedrich setzte sich vor die Toilette seiner Frau und fand den ungesiegelten, nicht überschriebenen Brief des Geheimraths.

Nur eine Minute kämpfte er, ob er lesen solle oder nicht —

Er las.

Welcher Ehemann hätte es anders gemacht?

Eine grimmige Wuth ergriff ihn bei der Lectüre. Sein Freund und sein Weib complottirten gegen ihn, schon wollte er aufspringen und ganz seinem Zorne Lauf lassen. Dann flüsterte ihm die Liebe, die er zu Alma hatte, zu, „sie ist vielleicht unschuldig, was kann sie dafür, daß dein Freund so unredlich handelt, ihr Anträge zu machen?"

Er faßte sich, er las ihn aufs Neue, Alma's Unschuld schien ihm jetzt deutlich daraus hervorzugehen, er steckte den Brief zu sich.

Alma trat ein, die Ehegatten begrüßten sich freundlich, Alma war ungezwungen heiter, Friedrich etwas verlegen. Alma bemerkte es bald, die Frauen haben einen eigenen Tact darin.

„Was fehlt dir, Friedrich?" fragte sie theilnehmend.

„O nichts, meine Liebe, hättest du wohl die Güte, mir zu sagen, ob du mit Gormas correspondirt hast?"

Alma sah ihren Gemahl groß an, dann sagte sie mit dem Gepräge der vollsten Aufrichtigkeit:

„Niemals, ich habe ihn ja erst hier kennen gelernt, in meines Vaters Hause sah ich ihn nur in der Betstunde!"

„Liebst du Gormas, theure Alma?"

Die junge Frau erröthete und sagte nach einer Weile:

„Wir sind uns seit einigen Tagen erst wieder nahe getreten, Friedrich, störe die Eintracht zwischen uns, die meinem Herzen so wohlthuend ist, nicht jetzt schon durch Eifersucht; ich will aufrichtig gegen dich sein, einmal glaubte ich beinahe, ich habe eine Leidenschaft für Gormas, aber nie habe ich es ihm merken lassen, er ist mir nichts als ein lieber Freund, dem mein Geist viel verdankt, dem auch du viel verdankst, Friedrich, denn ohne ihn wäre ich vielleicht noch Sonderbachs Schülerin, vielleicht das Opfer des gräßlichen Heuchlers!"

Alma sprach so, daß Friedrich nicht zweifeln konnte an der Wahrheit dessen, was sie sagte, er fragte sie noch Einiges über Gormas, aber die Fäden des Netzes, mit denen der schlaue Mann die jungen Eheleute umsponnen hatte, waren viel zu fein, als daß der natürliche Friedrich sie hätte erkennen sollen. Indeß erfuhr er doch von Alma genug, daß ihm klar wurde, Gormas habe mit seiner Frau einen Plan gehabt, was für einen, wußte er aus dem Briefe, den er so glücklich gefunden.

Es war ihm nicht möglich, länger zu bleiben, mit einer halb ernsten halb scherzenden Warnung, sich vor der Eifersucht zu hüten, entließ Alma ihren Gemahl.

Friedrich wollte sich sogleich zu Gormas begeben, aber ein Ereigniß hielt ihn davon ab. Ein Wagen fuhr in den Schloßhof und die beiden Brüder Landin kamen mit ihren jungen Weibern, um Krechers einen Besuch zu machen.

Gormas indeß brachte den ganzen Morgen in der peinlichsten Verlegenheit hin, Friedrich, von seinen Gästen occupirt, sprach nicht mit ihm, und Alma benahm sich gegen ihn, als habe er gar nicht geschrieben. Bald erkannte der kluge Mann aus

dem Wesen und aus den Worten der jungen Frau, daß sie wirklich seinen Brief nicht gelesen haben konnte, nun wurde ihm bange, er entfernte sich unter einem Vorwande und eilte nach Alma's Zimmer, um den Brief womöglich noch zu retten. Er suchte in der Toilette, er fand nichts, Friedrich von Krecher trat ein.

„Herr von Gormas, sie suchen ihren Brief an meine Frau vergeblich!" rief er mit zorniger Stimme dem ehemaligen Freunde zu. Gormas war gewohnt der Gefahr zu trotzen.

„So," sagte er gleichgültig, „dann brauche ich nicht weiter zu suchen!"

„Womit wollen sie diesen Verrath an der Freundschaft entschuldigen!"

„Mit der Schönheit ihrer Frau Gemahlin, mein Herr von Krecher!"

„Das stellt mich als Menschen zufrieden, aber nicht als Edelmann, wie wollen sie diesen Schimpf sühnen?" fragte Friedrich.

„Womit kann ich dienen, Herr von Krecher?" lautete die Gegenfrage.

„Mit der Pistole, Herr von Gormas!"

„Hm, hm," entgegnete Gormas, „ich stehe zu

ihren Diensten, ich habe," setzte er leiser hinzu, „angefangen mit Kindern zu spielen, ich muß es nun zu Ende führen."

„Wann befehlen sie, Herr von Gormas?"

„Ich überlasse das Arrangement dieser Partie ganz ihrer Einsicht, Herr von Krecher!"

„Nun, Morgen früh fünf Uhr an der Waldecke bei Oberlandin, glattes Rohr, funfzehn Schritt avanciren, drei Schüsse. — Landins bleiben die Nacht hier, August Landin wird sich eine Ehre daraus machen, ihnen zu secundiren!"

„Sehr gut, Herr von Krecher, gehen wir, wenn ich bitten darf, heute kein Wort mehr von der interessanten Morgenpartie. Werden sie die braune Stute noch an August von Landin verkaufen?"

Zwei Männer, die beide Alma liebten, hatten in ihrem Zimmer auf Leben und Tod einen Kampf verabredet, sie gingen freundschaftlich zusammen ins Gesellschaftszimmer und wenn auch Friedrichs Stirn sich öfter den Tag über umwölkte — er hatte ein schönes Weib, einen Sohn und einen Vater — Gormas war die Heiterkeit selbst.

Spaßhaft förmlich ist oft die Einfalt der Menschen, Friedrich, der Alles zu verlieren hatte, stellt sich auch noch vor die Mündung der Pistole dessen, der ihn schon beleidigte, damit ihn dieser gefälligst auch noch todt schieße.

Das nennt man die Gesetzgebung der Ehre, ei-

gentlich müßte es heißen, Gesetzgebung der Thorheit.

Am späten Abend, als sich die Damen zurückgezogen, bat Gormas Herrn August von Landin, ihm für einen Moment auf sein Zimmer zu folgen, Friedrich begleitete seinen Vater.

„Warum gehst du mit deinem alten Vater, mein Sohn, anstatt mit deinem jungen Weibe?"

„Weil ich jetzt den Vater brauche, lieb Väterchen!"

„So, du brauchst Geld?"

„Nein, ich habe mich falsch ausgedrückt, lieb Vater, ich brauche den Edelmann, den alten Hans von Krecher, nicht den Vater!"

„Donnerwetter, Friedrich, du hast ein Duell, mit Landin, du weißt, daß unsere und Landins Familie einmal **130** Jahre entzweit gewesen sind eines Duells wegen?"

„Ich weiß, lieb Vater, aber nicht mit Landin, sondern mit Gormas muß ich mich morgen schlagen!"

„Mit Gormas? Friedrich bist du toll, zum Teufel, mit deinem besten Freunde?"

„Mein bester Freund hat den Versuch gemacht, mein Weib zu verführen!"

„Kreuzdonnerwetter! Dann geht's freilich nicht anders, ist Alma treu?"

„Treu wie Gold, lieb Vater!"

„Schön, hätte es dem Gormas nicht zugetraut, wer secundirt Gormas?“

„August Landin und mir — Vater, du kennst unser Familienstatut?“

„Laut Verfügung des Freiherrn Hans Detlev von Krecher vom Jahre 1642 soll, so es möglich, stets ein Krecher einem Krecher secundiren in jedweder wahren Ehrensache, ich werde dir morgen secundiren, mein Sohn, laß mich von Brechtler zur rechten Zeit wecken, wo ist der Ort?“

„An der Waldecke bei Oberlandin!“

„Guter Platz!“

„Im Fall, daß ich bleibe, mein Vater, sorgst du für Alma und meinen Sohn, aber vergiß auch den Ritter Prechtler und Gustchen mit ihrem Kinde nicht!

„Nein, nein, jetzt gute Nacht, mein lieber, lieber Sohn!“

Thränen standen den beiden Krechers in den Augen, als sie von einander Abschied nahmen, der alte Landrath dachte an seine Elisabeth — und dennoch that er nichts, um das Duell zu hindern — Friedrich dachte an Weib und Kind und ging doch zum Kampf.

Es waren zwei Edelleute, es liegt etwas Rührendes in der Thorheit dieser Menschen, etwas Achtunggebietendes in ihren wahnsinnigen Ehrenhändeln, ein ehrlicher Bürger hätte, ganz verständig,

denjenigen, der seiner Frau solche Anträge gemacht, tüchtig abgeprügelt und zur Thür hinausgeworfen und damit abgemacht.

Am andern Morgen wunderte sich Alma sehr, daß sie beim Aufstehen Friedrich nicht in ihrem Zimmer fand. Sie staunte, als sie vernahm, der Landrath, Herr von Gormas, Herr von Landin und Brechtler seien schon um vier Uhr nach Oberlandin gefahren, aber sie hatte keine Sorge, sie konnte ja nichts ahnen von dem, was vorgefallen.

Sie wurde erst unruhig, als um zehn Uhr Vormittags noch immer keiner der Herren zurückkam.

Die Herren waren in zwei Wagen gefahren. Der Landrath und sein Sohn sprachen wenig, aber sie blickten sich oft mit rührender Zärtlichkeit an und Brechtler, der den Pistolenkasten auf den Knieen, ihnen stocksteif gegenüber saß, konnte nicht unterlassen, sich öfter die Augen zu wischen, wobei er immer sagte, „Donnerwetter, da ist mir wieder Staub ins Auge gekommen!"

Die beiden Krechers lächelten.

Im andern Wagen erzählte Herr von Gormas Anecdoten und unterhielt sich vortrefflich mit Herrn von Landin. „Es ist eigentlich eine Einfalt, sich zu duelliren," dachte er, aber hier sind alle Chancen für mich, schieße ich den Friedrich todt, so ist meine Alma frei und — meine sich're Hand hat den ersten Schuß!"

Man war an Ort und Stelle, die Wagen wur-

den nach Oberlandin, aber nicht nach Morsberg geschickt.

„Grüße meine Frau und meinen Sohn, lieb Vater!“ flüsterte Friedrich leise.

Der alte Landrath nickte und lud die Pistolen mit mathematischer Genauigkeit, Ritter Prechtler hielt die ausgegangene Pfeife zwischen den Zähnen und sagte gar nichts.

„Herr von Landin, sie haben die Güte und geben diesen Brief im Moment meines Fallens an den Herrn Landrath von Krecher, sonst aber an mich zurück!“ sprach Herr von Gormas leise zu seinem Secundanten.

„Die Schritte waren gemessen, die Barriere abgesteckt.

„Ruhig, mein Sohn,“ flüsterte der Landrath, „sichre Hand, helles Auge und ein muthig Herz sind ja ein Erbtheil derer von Krecher, wenn er fehlt, so schießt du ihm den linken Arm unter den Ellenbogen entzwei, schieß ihn nicht todt!“

Er und Landin traten zurück, der alte Landrath sah nicht mehr auf seinen Sohn, sondern heftete seinen Blick starr auf Gormas.

Die Duellanten avancirten nur zwei oder drei Schritt, da hob der Geheimrath das Pistol, Friedrich blieb ruhig stehen und lächelte.

„Der Teufel, er lächelt noch!“ brummte Prechtler.

„Alma,“ dachte Gormas und hob das Pistol

bis zur Brusthöhe, der Landrath zitterte nicht, aber sein ganzes Leben lag in seinen Augen, Gormas zögerte:

„Herr von Gormas, schießen sie ins drei Teufels Namen!“ rief Landin, „sonst hat Herr von Krecher das Recht zugleich zu feuern!“

Gormas blickte nach dem Secundanten, er sah in das Gesicht des alten Landraths, Friedrich hob seiner Seits das Pistol, Gormas war verwirrt, der Schuß fiel und Friedrichs rechter Arm sank nieder.

Die Kugel seines Gegners hatte ihm die Schulter gestreift.

Der Landrath trat rasch zu seinem Sohn.

„Es ist nichts, lieb Vater,“ sagte er, obgleich das Blut ihm über den Arm lief, „schütte mir frisches Pulver auf die Pfanne!“

Der Landrath that es — Gormas war todesbleich — Friedrich nahm die Pistole in die Linke, blieb auf der Stelle stehen, hob den Arm, zielte eine Secunde, der Schuß fiel und Gormas stürzte mit einem dumpfen Schrei zusammen. Landin sprang ihm zu Hülfe, der Landrath seinem Sohn. Er schnitt ihm rasch den Aermel vom Rock.

„Pah, ein ganz unbedeutender Ritz!“ sagte Prechtler, der jetzt seinen ganzen Muth wieder hatte.

„Wo hast du getroffen, mein Sohn?“ fragte der alte Krecher.

„Ich schieße mit der linken Hand schlecht, ich

wollte den linken Unterarm treffen, aber ich glaube, ich habe die linke Schulter getroffen, vermuthlich traf die Kugel auf den Knochen, daher der Schmerz und die Ohnmacht des Geheimraths!"

„Prechtler, hole den Wagen!" rief der Landrath.

Die Waldecke war dicht am Herrenhause von Oberlandin, nach einer Viertelstunde lag Gormas dort im Bett und ein Wundarzt zog die Kugel aus. „Der Arm wird wohl für immer steif sein," sagte dieser, „aber Gefahr ist gar nicht, mein gnädiger Herr, der Verwundete kann bestimmt in drei bis vier Tagen das Bett verlassen!"

Es war ganz wie Friedrich gesagt hatte.

Jetzt ließ der Landrath Gustchen holen und beauftragte sie mit der Pflege des Verwundeten.

Um elf Uhr kam man, natürlich ohne Gormas, glücklich nach Morsberg zurück. Alma wollte erst ein wenig mit Friedrich schmollen, aber seine Blässe, eine Folge des Blutverlustes, machte sie stutzig. Sie fragte indeß nicht und Friedrich entschuldigte Gormas mit einer kleinen Reise, die er unternommen, um ein Gut zu besehen.

Landin hatte den Brief des Geheimraths so lange ganz vergessen, Gormas war gefallen und der ehrliche Landjunker gab den Brief an den Landrath, er dachte nicht daran, daß Gormas vielleicht nur seinen Tod gemeint haben könne.

Mit Staunen las der Geheimrath Folgendes:

„Bis jetzt habe ich das Duell immer für etwas absolut thörigtes gehalten, jetzt finde ich, daß es doch zuweilen nützlich ist, denn der Mann, der allein zwischen mir und dem Weibe steht, das das Ziel meiner Wünsche ist, bittet mich, ihn todtzuschießen. Ich finde es in diesem Fall sehr passend, daß ich mich mit ihm duellire, resp. ihn todtschieße. Indeß ich kann fehlen und dann wird mein Gegner wahrscheinlich mich todt schießen und in diesem Fall, will ich ihm seine Frau gönnen, weil er einmal mein Freund gewesen und ich ihn nach mir selbst und Alma am meisten liebe. In diesem Fall, nämlich dem meines Todes, erhält er diese Zeilen und ich zweifele nicht, daß sie dazu beitragen werden, ihn glücklicher zu machen in seiner Ehe, als er bisher gewesen. Werde ich nicht glücklich, so soll es Friedrich von Krecher werden durch das Duell.

Alma, Schwärmerin von Natur, Frömmlerin durch Erziehung, wäre gewiß als Friedrich von Krechers Gattin sehr bald eine ganz verständige Frau geworden, wenn ihr der Frömmler Sonderbach nicht beständig in den Ohren gelegen. Er zwang sie, jede eheliche Gemeinschaft mit Friedrich aufzugeben, er reizte sie zu Bekehrungsversuchen, er machte sie verrückt durch Drohungen mit Hölle und Teufel; zweizüngig rieth er dem Gemahl zur Härte gegen die Gemahlin, rieth ihm, das Kind von der Mutter zu trennen, ihr darauf zu bestehen, es bei sich zu be-

halten, so brachte er Kälte, endlich Feindschaft zwischen die Ehegatten. Was er damit wollte, bezweckte, weiß Friedrich nunmehr.

Da kam ich, ich weckte Alma aus ihrer Apathie, heilte sie von der Frömmelei, trieb Sonderbach zu dem verzweifelten Schritt, reizte die Sinnlichkeit der jungen Frau durch Lectüre und glaubte bald am Ziel meiner Wünsche zu sein, d. h. Alma von Friedrich geschieden und mit mir vermählt zu sehn.

Scheidet ihn jetzt meine Kugel nicht von ihr, so mag er sie behalten und glücklich mit ihr sein, er wird es, denn Alma's Abneigung gegen Friedrich ist keine natürliche, sondern nur eine von Sonderbach gemachte und von mir künstlich unterhaltene. Ich gestehe, daß ich eigentlich ziemlich schlecht gegen Krecher gehandelt habe, aber ich bin Pietist gewesen, einem Todten vergiebt man leicht. Ich hoffe, Krecher wird noch mein Andenken segnen, wenn er mit Alma glücklich ist, denn ich habe sie von Frömmelei und Apathie geheilt und bin überzeugt, dieser Brief wird sie zu einer liebenden Gattin machen.

Doch vermuthlich schreibe ich das Alles umsonst, denn meine Hand ist sicher. von Gormas."

Der Landrath hatte staunend diesen seltsamen Brief gelesen, er ließ seine Tochter rufen und erzählte ihr die ganze Duellgeschichte. Alma staunte, dann gab er ihr den Brief und ließ sie allein.

Gormas hatte Recht gehabt, sein Brief räumte

auch die letzte Scheidewand zwischen den beiden getrennten Gatten fort. Alma schämte sich, so lange ein Spielzeug in den Händen zweier ehrgeiziger Männer gewesen zu sein und lernte Friedrichs einfache, herzliche Liebe um so höher schätzen. Eine reiche Nachkommenschaft entblühte dem Ehebunde beider, der nun auch ein Herzensbund geworden und die Tochter des Frömmlers konnte nach langem Leiden von sich sagen, „ich bin eine glückliche Frau!“ Wenig Tage nach dem Duell nahm Sonderbach seinen Abschied als Pfarrer und ging in die Residenz zurück.

„Prechtler, sag er einmal selbst, ist sie nicht ganz wie meine Elisabeth?“ fragte der alte Landrath oftmals den ehrlichen Ritter.

„Ganz zu Befehl, Herr Landrath!“ lautete die Antwort, „sah aber im Anfange gar nicht so aus!“

Vielleicht drei Jahre nach dem Duell begegneten sich im Hoftheater der Residenz in einer Parterreloge zwei Männer, die sich eine Weile ansahen, dann einander näher traten.

„Herr Geheimrath von Gormas, wenn ich nicht irre?“

„Herr Sonderbach, wenn ich ebenfalls nicht irre?“

„Richtig, mein Herr Geheimrath, ich bin der Banquier von Sonderbach!“

Druck von A. Reiche in Borna.

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Hesekiel, George,

Die Tochter des Frömmlers Ein Beitrag zur Sittungeschichte unserer Tage

Altenburg 1846

P.o.germ. 617 h
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10111004-5